



IM VERLAUF der ganzen Geschichte des Handelns Gottes an seinem Volk sehen wir die unwiderstehliche Anziehung, die Armut, Geringheit, Demut, Unfruchtbarkeit für ihn haben – beinahe so, als ob dort ein Gesetz des Schwergewichts waltete. Wir sehen dies an Beispielen wie Sara, Hanna und Rahel. ... In der Wildnis, in der Einsamkeit beginnt die Liebe. Jahwe lockt seine Braut in die Wildnis und spricht dort zu ihrem Herzen; dort verlobt er sich mit ihr (Hos 2, 14.19). Isaaks abendlicher Spaziergang im Gelände (Gen 24, 63) war der Anfang der Geschichte seiner Liebe in der Wildnis, wo er Rebekka zu sich nahm. Ähnlich begann die Geschichte der Liebe des Franziskus, als er hinausging, um im Gelände zu beten, wobei er an der verlassenen Kirche von Damiano vorbeikam. Im Lichte des Geistes ging er hinein, um zu beten; dort hörte er eine Stimme vom Kreuz zu ihm sprechen: «Geh, baue meine Kirche auf.»

... wie Sara, Hanna, Rahel

Mit diesen Worten äußert sich die Koreanerin *Mary Frances Kwon* zum Selbstverständnis der *franziskanischen Frau in der Dritten Welt*. Sie tut es im Rahmen eines kurzen Zeugnisses über eine vor zehn Jahren erfolgte «Einpflanzung» an einer verborgenen Stelle namens Kum Ak auf der entlegenen Insel Cheju-do, in einem «Ödland, unfruchtbar, verlassen und unbebaut, trostlos, kahl und einsam – ein Platz, wo keine Hoffnung noch Möglichkeit des Wachstums zu sein schien: nur Raum für Unkraut und wildes Gras». Kum Ak ist ein Dorf von Kriminellen und aus der Gesellschaft Ausgestoßenen. Kein Wunder, daß den Schwestern abgeraten wurde, sich da niederzulassen. Sie sind zum Beispiel nie sicher, daß nicht mitten in der Nacht der eine oder andere Alkoholiker sie aufweckt, weil er in ihnen die einzige Alternative zum Selbstmord sieht. Wenn sie ihm dann erst mal das Taxi bezahlt haben, sehen sie sich mit dem betrunkenen Mann allein gelassen. «Was bedeutet das für uns? Es ist der Herr, der in einem völlig verunstalteten Zustand, in gänzlicher Entleerung zu uns kommt.»

Das Zeugnis findet sich in einem soeben erschienenen Band *Baue meine Kirche auf* (vgl. letzte Seite). Neben der Koreanerin kommt hier eine Brasilianerin, *Benvenuta*

M. Silva, zu Wort. Für sie beginnt das Aufbauen direkt mit dem Wort des Franziskus, «Der Herr hat mich zu den Aussätzigen geführt», d. h. es beginnt wirklich ganz unten, bei den menschlichen Ruinen, und zwar bei den «Aussätzigen dieser Welt, die nicht mehr unter dem Aussatz des Fleisches leiden, sondern unter dem sozialen Aussatz der ungerechten Armut, des Hungers, der Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung, der verschiedensten diskriminierenden Formen einer sozialen Randexistenz, ... Benvenuta Silva wirkt als «Mindere Schwester» im Nordosten Brasiliens. Mit vielen anderen hat sie erfahren, wie der «wohltuende Luftzug» durch die von Johannes XXIII. mit dem Konzil geöffneten Kirchenfenster für das Ordensleben die Chance der «Rückkehr zu den Ursprüngen» bot, unter der Bedingung allerdings, daß sie sich zu einem radikalen «Ortswechsel» entschloß: «Wir Schwestern wurden aufgerufen, unseren Blick wieder auf die Welt zu richten, zu der auch wir gehörten ... Es begann eine *neue Phase in der Geschichte der Ordensgemeinschaften* ... Die Schwestern lernten nun die Leiden der Menschen aus nächster Nähe kennen.»

Die Nähe zu diesen Leiden befähigte erst zur *prophetischen Aufgabe*, die die Orden neu entdeckt haben. Für die Schwestern war es eine Herausforderung: «an die Treue zu ihrer eigenen Berufung ... an ihre Individualität ... die Überwindung der institutionellen Strukturen.» Sie suchten eine konkrete Antwort und fanden sie in der Form der *kleinen Gemeinschaften*, die sich im Laufe der letzten Jahre in ganz Lateinamerika ausgebreitet haben». Man lese nach, was die Brasilianerin über die Erfahrungen dieser «Gruppen von drei bis fünf Schwestern» im einzelnen berichtet, über ihr Zeugnis und ihr Leben «mitten unter den Ärmsten des Volkes, außerhalb des konventionellen Rahmens». – Auch die Koreanerin schreibt von «unserer kleinen Kommunität»; das parallel gebrauchte Wort «Kloster» erhält damit offenbar eine andere Qualität. Und in Kum Ak, wo alles so bleich und unfruchtbar war, blühen heute Blumen, trägt die Erde Frucht und zeigt sich auch auf anderen Ebenen Leben. Schwester Kwon dazu: «Dieses Blühen des Lebens aus der Bibel ist in unseren Augen ein Wunder!»

L. K.

ZEUGNIS

Fransiskanische Frau in 3. Welt: «Einpflanzung» im Ödland einer koreanischen Insel – Ein Leben aus der Bibel, das Frucht trägt – Unter sozialen Randexistenzen im Nordosten Brasiliens – Lebensform der kleinen Gemeinschaften – «*Baue meine Kirche auf*»: Ein Buch über den franziskanischen Missionskongreß (vgl. letzte Seite).
Ludwig Kaufmann

POLEN

Die demoralisierte Nation: Auf dem Schwarzmarkt ist alles zu kaufen – Finanzielles Ungleichgewicht innerhalb der Bevölkerung – Wirtschaftskrise letztlich moralische Krise – Appell an Patriotismus – Minister Sadowski zur Arbeiterselbstverwaltung – Fluchtinschen aus der Resignation – Erstaunliches Theater (vgl. auch Kasten) – Kardinal Glemp in der Rolle des ehrlichen Maklers – Bevorstehender Papstbesuch als Druckmittel der Regierung.
Robert Hotz

LITERATUR

«Weil Gott nötig ist»: Zu *Hartmut Langes* Roman «Die Selbstverbrennung» – Ist Gott ein neues literarisches Thema? – Martin Walser: Verzicht auf die Widerstände des Schreibens – Heinrich Böll: Gott als innerstes Gegenüber gegenwärtig – Peter Handke: Poetische Vernunft erahnt friedensstiftende Form göttlicher Gegenwart – H. Langes grüblerische Pfarrergestalt aus der DDR – Auslösendes Moment: Selbstverbrennung des Pfarrers Brüsewitz in *Zeit* (1976) – Sempert, Hauptgestalt des Romans, wird sensibilisiert durch Lebensfeindlichkeit der herrschenden Weltanschauung – Pfarrer Koldehoffs Grundfrage: Ist Gott nicht am Menschen schuldig geworden? – Grenzen des unbedingten Willens zur Aufklärung – Die entdeckte metaphysische Bedürftigkeit des Menschen.
Paul Konrad Kurz, Gauting b. München

SOZIALGESCHICHTE

Kloster und Fabrik: Orwells «1984» naht – Kulturelle Vorgeschichte – Von Benedikt zu Henry Ford? – «Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen», eine Studie von H. Treiber und H. Steinert – Gleiche Methoden, andere Herren – In der Spur Max Webers – Die Spätwirkungen eines kulturellen Musters – Untersuchtes Beispiel: die Arbeitersiedlung Kuchen bei Geislingen – Von Schwestern geführtes Fabrikinternat – Wahlverwandtschaft zwischen Kloster- und Fabrikdisziplin – Gehört die Zukunft dem gepanzerten Mann?
Alfred Paffenholz, Hemmingen b. Hannover

BUCHBESPRECHUNG

Orte und Landschaften der Bibel: Zu Band 2 eines dreibändigen Reiseführers – Herausgegeben von *Othmar Keel* und *Max Küchler* – Auf dem neuesten Stand von Forschung und Landeskunde – Reiserouten: Historische Porträts der einzelnen Orte – Biblische Zeit als Schwerpunkt – Vermittlung zwischen Text und Landschaft der Bibel.
Clemens Locher

DIE DEMORALISIERTE NATION

Augenschein in Polen

Die Schlangen vor den polnischen Geschäften haben offensichtlich abgenommen, obwohl man schwerlich behaupten kann, daß sich das Warenangebot wesentlich verbreitert hätte. Aber bei manchen polnischen Käufern ist durch die Anhebung der Preise die Finanzkraft erheblich eingeschränkt worden. Für Mangelprodukte, die in den offiziellen Geschäften aus unerfindlichen Gründen nicht zu haben sind, muß der Pole notgedrungen auf den freien oder auf den schwarzen Markt ausweichen.

Auf dem Bazar Różyckiego im Warschauer Stadtteil Praga war praktisch alles zu haben, selbst Luxusprodukte wie Kaviar, allerdings gegen entsprechende Bezahlung, versteht sich. So kostete beispielsweise ein Kilo Kaffee je nach Qualität zwischen 5600 und 8000 Złoty bzw. die Hälfte bis zwei Drittel eines durchschnittlichen Monatsgehaltes. Ein Kilogramm Salami stand für 8000 Złoty zur Verfügung, während ein Kilogramm Schinken bereits für 4900 Zł. zu haben war.

Die Umrechnung in Schweizer Franken ist nicht ganz einfach. Nach offiziellem Kurs werden für 100 sFr. rund 4100 Zł. bezahlt, d. h. man erhält für 300 sFr. ein ganzes polnisches Monatsgehalt. Auf dem Schwarzmarkt soll jedoch für den gleichen Betrag das Vier- bis Fünffache bezahlt werden. Nach offiziellem Umrechnungskurs wird derzeit also ein Kilo Kaffee auf dem polnischen Schwarzmarkt zwischen 140 und 200 sFr. gehandelt. Und das ist nur ein Beispiel für eine ganze Reihe von Gebrauchsgütern, die in den offiziellen Geschäften fehlen.

Wie aber kommen die westlichen Produkte auf den Schwarzmarkt? Eine der Erklärungen ist zweifellos die, daß manche Polen aus den ihnen zukommenden Geschenksendungen Waren weiterverkaufen, um Geld für ihnen wichtigere Anschaffungen zu erhalten. Und damit ist ihnen in der Tat ja auch geholfen.

Preissteigerung und Inflation

Es war für alle Wirtschaftsfachleute (selbst für solche von «Solidarność» klar, daß zur Sanierung der polnischen Wirtschaft eine neue Lohn-Preis-Relation unvermeidlich sei. Jahrelang konnten nämlich aus politischen Gründen die Preise nicht an die gestiegenen Löhne angepaßt werden, weil die Arbeiter bei jedem Versuch einer Preiserhöhung mit einem Aufstand reagierten. Das Resultat war ein Geldüberhang, der die Verknappung des Warenangebots noch verstärkte.

Erst das Militärregime von General *Jaruzelski* setzte schließlich eine massive Preiserhöhung durch. Doch die Militärs müssen ebenfalls mit der Volksstimmung rechnen. Und so folgte auf die Preiserhöhung alsbald auch die Lohnerhöhung. Allerdings war diese nicht mehr generell, sondern partiell. Sie wurde auf jene Sektoren beschränkt, die den neuen Machthabern besonders wichtig schienen. Dort zeigte man sich, wie beispielsweise bei den Bergleuten, überaus großzügig, während demgegenüber zum Beispiel die Rentner praktisch leer ausgingen. Die Folge davon ist ein Mehrfaches. Es entstand ein finanzielles Ungleichgewicht innerhalb der Bevölkerung. Die einsetzende Inflation macht die Lasten für die Benachteiligten noch schwerer, während es andererseits immer noch Leute gibt, die mehr Geld haben, als sie ausgeben können. Zudem wurde mit dem neuen System die angestrebte Sanierung wiederum in Frage gestellt.

Durch die Inflation gerät aber auch die Regierung unter Druck, denn die Unzufriedenheit bei den betroffenen Bevölkerungsteilen steigt. Und die Bauern verlangen von der Regierung statt Geld, das immer mehr an Wert verliert, Maschinen für die Landwirtschaft, was wiederum Umstrukturierungen in der Industrie erfordert. Doch auch dort stehen die Dinge nicht zum Besten.

Jeder Pole hat ein durch die Verfassung garantiertes Recht auf Arbeit. Die im Gefolge der Wirtschaftskrise drohende Arbeitslosigkeit hatte die Regierung bewogen, die Möglichkeit zur Frühpensionierung zu geben, eine Möglichkeit, von der vor allem alte, erfahrene Facharbeiter, die den Kern der Belegschaft bildeten, Gebrauch machten. Doch ihr Weggang rächt sich nun bitter, denn jetzt fehlen an allen Ecken und Enden die erfahrensten Spezialisten.

Gerade hier aber zeigt sich die Achillesferse des polnischen Systems mit aller Deutlichkeit. Um das Volk zufriedenzustellen, das dem als aufgezwungen empfundenen Regime oft mit Mißtrauen, wenn nicht gar mit Ablehnung begegnet, sieht sich das jeweilige Regime stets aufs Neue zu politischen Maßnahmen gezwungen, die den ökonomischen Erfordernissen zuwiderlaufen. Deshalb bleibt die Wirtschaftsreform meist bald einmal stecken. Es wäre verfehlt zu glauben, daß das Militärregime von General *Jaruzelski* solche Rücksichten nicht kenne. Gerade die Militärs mußten von Anfang an darauf achten, den ohnehin schon vorhandenen Unwillen der Bevölkerung nicht noch zusätzlich anzuheizen. Deshalb kamen auch die neuen Machthaber nicht um wirtschaftliche Kompromisse und Zugeständnisse herum.

Vertrauensbasis für einen nationalen Dialog?

Es gehört heute bereits zu den Binsenwahrheiten, daß Polens Wirtschaftskrise letztlich in einer moralischen Krise wurzelt. Sejm-Vizepräsident *Jerzy Ozdowski* (der Vizepräsident des polnischen Parlaments) gesteht ganz offen: «Unsere Gesellschaft ist frustriert!» Tatsächlich waren durch die Ereignisse des Jahres 1981 Hoffnungen geweckt worden, die in unmittelbarem Widerspruch zur geopolitischen Lage des Landes und seinen aussenpolitischen Abhängigkeiten standen. Die Erklärung des Ausnahmezustandes im Dezember 1981 und das Verbot der «Solidarność» hatten diese Hoffnungen zutiefst erschüttert, aber zugleich den Graben zwischen den breiten Massen und dem Regime vertieft.

Deshalb meint auch *Jerzy Ozdowski*, daß zuerst wieder eine Vertrauensbasis für einen gemeinsamen Dialog gefunden werden müsse, ein Programm der «patriotischen Wiedergeburt», das die verschiedenen Kräfte zu gemeinsamem Handeln veranlassen könnte. Und er mißt hierbei gerade dem Verhältnis von Kirche und Staat in Polen eine erstrangige Bedeutung bei. Die direktesten Kontakte zwischen Kirche und Staat sowie den verschiedenen gesellschaftlichen Organisationen sollten institutionalisiert werden.

Es ist kein Zufall, daß der Vizepräsident an dieser Stelle auf den Papstbesuch zu sprechen kommt, denn er erhofft sich, wie offensichtlich diverse andere Leute des Regimes, daß diese Visite der nationalen Einheit förderlich sein könnte. Die einzelnen Etappen wurden sorgsam vorbereitet, damit dieser Besuch zu einer «Wallfahrt für Kirche und Nation» werde. Bewußt wurden Orte von religiöser wie nationaler Bedeutung ins Programm aufgenommen und auch die polnischen Westgebiete (ehemals deutsche Gebiete) einbezogen. Auch sollen Männer geehrt werden, die ebenfalls in ihrer Person den national-religiösen Aspekt verkörpern, *Primas Wyszyński*, *Maximilian Kolbe* und der Krakauer Priester *Kalinowski*. Damit zeichnet sich bereits ab, welche Deutung das Regime dem Papstbesuch geben möchte. Er sollte dazu beitragen, die Einstellung der polnischen Gesellschaft zu verändern.

«In der Stunde der Gefahr sind die Polen stets fähig, gemeinsam zu handeln, auch wenn es sonst viele Kontroversen gibt», sagt *Jerzy Ozdowski*. «Wir müssen uns auf die wichtigsten Werte unseres Patriotismus konzentrieren.» In der Tat fällt auf, wie sehr in der offiziellen Propaganda plötzlich nicht mehr

der Sozialismus, sondern der Patriotismus und die Familie in den Vordergrund gerückt werden.

Für den Vizemarschall ist es klar, daß die Wirtschaftsreform allein nicht genügt. Sie müsse mit einer Humanisierung und Demokratisierung gekoppelt werden, die das Volk nicht bloß als Objekt betrachte, sondern als Subjekt anerkenne und ihm an der politischen Entscheidungsfindung Anteil gebe. Es sind erstaunliche Worte angesichts des bestehenden Militärregimes. Aber Jerzy Ozdowski behauptet, daß der Militärrat unter General Jaruzelski dem Volk damit eine echte Offerte mache. Und er verweist auf die Tatsache, daß in den Führungsspitzen der Armee immerhin Leute sitzen, die zur intellektuellen Elite der Nation gehören. Und es sei gerade der Militärrat gewesen, der im Hinblick auf die angestrebte Wirtschaftsreform einstimmig für die Dezentralisierung und die Einführung einer Arbeiterselbstverwaltung eingetreten sei.

Arbeiterselbstverwaltung als Anreiz

Die Männer der neuen polnischen Regierung sind wahrlich nicht zu beneiden, denn sie haben – im Gegensatz zu ihren Vorgängern – dem Volk kaum etwas anderes anzubieten als das, wozu man bei den Massen noch immer am wenigsten bereit scheint, nämlich ein «Austerity»-Programm. Und während die Leute rasche Resultate sehen wollen, kann das Regime nur auf die fernere Zukunft verweisen, denn man weiß sehr wohl, daß eine wirtschaftliche Gesundung Polens Zeit braucht. Um trotzdem die mangelnde Motivation der Massen zu überwinden und Anreize zu schaffen, verheißt das Regime strukturelle Reformen. Und man hat sich nicht gescheut, ein Schlagwort aufzunehmen, das einst zu den Hauptforderungen der verbotenen «Solidarność» gehörte, die Arbeiterselbstverwaltung.

Professor *Zdzisław Sadowski*, Vizeminister für Reform und kompetenter Wirtschaftswissenschaftler, weiß zwar sehr wohl um die Mängel, die dieses System in Jugoslawien gezeigt hatte, und es tönt beinahe etwas resigniert, wenn er erklärt: «Die Arbeiter wollen die Selbstverwaltung, also sollen sie diese haben.» Prof. Sadowskis Aufgabe besteht demnach nicht zuletzt darin, ein System zu finden, das die Mängel des jugoslawischen Modells ausschließt. Damit sind aber Polens Wirtschaftsreformer gezwungen, neue Wege zu beschreiten, was beinahe unvermeidlich neue Risiken miteinschließt.

Nach dem Vizeminister für Reform basiert die Wirtschaftsreform auf zwei Voraussetzungen, nämlich auf einer Neuinterpretation der zentralen Planung, welche künftig keine direkte Befehlsgewalt mehr besitzt, sondern Strategien entwickeln soll, sowie auf der Autonomie der Betriebe mit Arbeiterselbstverwaltung, wobei Selbstverwaltung nicht das gleiche ist wie Gewerkschaft. Die Kontrolle der Unternehmen untersteht Selbstverwaltungsgremien. Planentscheide liegen jedoch ausschließlich beim Management. Die Arbeiter können über die Verteilung der Erträge bestimmen, aber das Gewicht liegt bei den Investitionsfonds. Wollen die Arbeiter höhere Prämien, so müssen sie auch höhere Steuern in Kauf nehmen.

Einige verheißungsvolle Anfänge seien gemacht, bemerkte Prof. Sadowski. Zugleich aber beklagt er die Apathie in manchen Betrieben, was man auch als Desinteresse interpretieren könnte. Probleme ergeben sich sowohl durch die Inflation als auch durch die mangelnde Produktivität und die alten monopolistischen Strukturen. De facto ist es so, daß manche Unternehmen gar nicht an einer höheren Produktion interessiert sind. Wird die Nachfrage nach bestimmten Waren nicht erfüllt, so lassen sich die Preise steigern und die Unternehmen machen auch so ihren Gewinn. Besteuerung und Preisindexierung sollen dem als Uebergangslösung entgegenwirken. Je nach Produkt sind drei Preisklassen vorgesehen: der offizielle Preis, der freie Marktpreis und der (von den Bauern selbst festgesetzte) geregelte Preis. Im Einzelfall kann der verantwortliche Minister intervenieren. Zudem hat die Regierung das Recht, notfalls die Preise für drei Monate einzufrieren.

Als flankierende Maßnahme der Reform wird auch das Bankensystem geändert. Ein neues Gesetz ist in Vorbereitung. Der Übersubventionierung mancher Firmen soll damit ein Riegel geschoben werden.

Doch Prof. Sadowski gibt sich keinen Illusionen hin. Die Fehler der Vergangenheit lassen sich nicht so leicht ausmerzen. Allzu lange gab man sich falschen Vorstellungen über den Reichtum der Gesellschaft hin und lebte über die Verhältnisse. Die alte Regierung suchte immer dem demographischen Wachstum zu entsprechen. Sie verfolgte eine Art «rote Teppich-Politik» für die Jungen, die dementsprechend ständig materielle Verbesserungen erwarteten. Doch sie vermochte den Erwartungen, die sie weckte, nicht zu entsprechen. Damit soll es nun vorbei sein.

Die Frage ist nur, wie das Volk auf einen solchen Wechsel der Perspektive reagieren wird. Ohne wirtschaftlichen Druck lassen sich gewisse notwendige Umstrukturierungen in den Betrieben nicht durchsetzen. Es wird Entlassungen geben müssen, und doch möchte die Regierung aus politischen Ueberlegungen Arbeitslosigkeit vermeiden. Damit aber steht man vor einer Quadratur des Kreises.

Ein polnisches Märchen

Warschauer Theaterszene ermangelt nicht der aktuellen Bezüge zum polnischen Alltag. Die Regisseure bringen es fertig, sogar Léo Delibes' Ballett «Coppelia» zu einem polnischen Folklore-Festival umzufunktionieren. Andere Bezüge sind allerdings weniger harmlos, so wenn zum Beispiel im jüdischen Theater im Stück «Moldawanka» das sowjetische Odessa der zwanziger Jahre in seiner ganzen Korruption und Verderbnis wiederersteht oder das Volkstheater mit Moniuszkos «Hausliedebuch» an die Zeiten der Verfolgung unter dem Zarenregime erinnert und den Zuschauer ständig zu Parallelen mit der Gegenwart animiert. Selbst für die Kleinen und Kleinsten Warschauer ist im Puppentheater des Kulturpalasts ein Märchenspiel zu sehen, dessen Moral durchaus als Parabel für die Gegenwart interpretiert werden könnte. Bleiben wir bei diesem Kindertheater, nachdem dieses ja kaum je ausländischer Beachtung gewürdigt wird, obwohl die dortigen Spiele, auch wenn sie sich bewußt an die Kinder richten, oft ein beachtliches künstlerisches Niveau besitzen. Dies gilt auch für die Art der Märchen, die da gespielt werden.

Ein Mädchen verirrt sich im Wald und rettet dabei ein Häschen, das von nun an zu seinem ständigen Begleiter und Warner wird. Die beiden stoßen auf ein geheimnisvolles Häuschen voll von verlockenden Spielsachen. Ein Schild verheißt, daß man sich unentgeltlich einen Gegenstand aussuchen dürfe, und das Mädchen wählt sich eine Puppe. Doch alsbald gefällt ihm ein anderes Spielzeug besser. Der Waldkobold allerdings verwehrt den Umtausch. Das Mädchen darf sich nach Belieben weitere Spielzeuge wählen, aber es muß für jeden Gegenstand ein Jahr seines Lebens opfern. Vergeblich mahnt das Häschen, die Habgier zu zügeln. Das Mädchen ist nicht mehr zu halten. Es wählt und wählt – und wird alt und älter. Als greise Frau findet es sich schließlich inmitten eines ganzen Bergs von Spielsachen, die ihm jetzt nichts mehr nützen.

Zum Glück für das Mädchen legt das Häschen beim Waldgeist Fürsprache ein. Es wird nochmals jung und hat gelernt, wie sehr der Besitz sinnlos Lebensjahre kostet. Die Kinder stürmen aus dem Theater. Sie wissen jetzt, daß sie sich mit dem zufrieden geben sollten, was vorhanden ist. Insofern ist ihnen beinahe ewige Jugend sicher, denn viele wünschbare Dinge fehlen derzeit in Polens Geschäften völlig. Es sei denn, man gehöre zu jenen wenigen «Auserwählten», die es sich leisten können, auf den polnischen Schwarzmärkten zu altern!

R. H.

«Gib uns, Gott, ein gutes Ende»

Bei den breiten Massen ist ein Gefühl der Resignation, das sich in Gleichgültigkeit und Hoffnungslosigkeit äußert, deutlich spürbar. Bringt man die Rede auf die Reformen, so stößt man nur zu oft auf abweisende Gesichter und Achselzucken. Man wurde schon allzu häufig enttäuscht. Jetzt will man sehen – und dann glauben. Die Tatsache, daß sich seit Ende 1982 eine Steigerung der Produktivität abzeichnet, gibt Prof. Sadowski Anlaß zu einem «gemäßigten Optimismus», aber auch er kann noch nicht sagen, ob diese Steigerung bereits ein Anzeichen dafür ist, daß die Reformen zu greifen beginnen.

Was aber wird die Zukunft bringen? Unter der stillen Oberfläche scheint es zu gären. Während die älteren Generationen in Passivität zu versinken drohen, zeigen sich die Jungen eher aufmüpfig. Aber auch ihren Parties und Zusammenkünften haftet etwas Irreales an. Und ihre Vorstellungen von Freiheit im allgemeinen und vom goldenen Leben im Westen tönen für westliche Ohren manchmal beinahe grotesk. Manche studieren, ohne jede Vorstellung, wie sie das Gelernte einmal anwenden wollen. Einige begründen ihr Fremdsprachenstudium offen damit, man könne so dereinst der Heimat leichter den Rücken kehren. Ohne verallgemeinern zu wollen, ergibt sich doch der Eindruck, als ob viele – zumindest im Augenblick – den Glauben an die Zukunft verloren hätten.

Die innere Emigration kennt viele Formen. Sie kann sich als Rückzug aus der Öffentlichkeit und als Flucht auf die Tanzdiele äußern. Als Ventil bleibt noch der Gang ins Theater. Und hier läßt sich wahrlich Erstaunliches erleben. Im jüdischen Theater wird *Moldawanka* gespielt, ein Stück, zu dem *Isaak Babels* Geschichte aus Odessa die Vorlage abgab. Die Inszenierung ist alles andere als ein Meisterwerk, es sei denn, die endlose Barszene mit all ihren Obszönitäten und ihrer Gauneratmosphäre wolle etwas anderes insinuieren, denn das Stück spielt im Odessa der zwanziger Jahre, also bereits zur Zeit der Sowjetmacht ... Dient die antireligiöse Note dieses Schauspiels vielleicht nur dazu, eine gewisse antisowjetische Note zu verbrämen?

Einen ganz anderen Charakter hat eine Darstellung, die – mit Melodien des polnischen romantischen Nationalkomponisten *Moniuszko* – als eine Art patriotisches Musical über die Bühne des «Teatr narodowy» (des Warschauer Volkstheaters) geht. Diese Aufführung des «Hausliederbuchs» (*Śpiwnik domowy*) *Moniuszkos*, die vom Ensemble des Volkstheaters zum Abschied seines langjährigen Direktors und umstrittenen Regisseurs *Adam Hanuszkiewicz* vorbereitet wurde, besteht aus zwei Teilen und einem Epilog. Der erste Teil zeigt das Idyllische Leben des polnischen Landadels vor der Teilung Polens, der zweite Teil ist der Zeit der Unterdrückung und der Trauer gewidmet. Frauen lesen herzerreißende Briefe von ihren Lieben in der sibirischen Verbannung vor. Dazwischen erklingen patriotische Lieder und eine Vertonung des Vaterunsers. Das Motto dieses Teils: «Alles war schlecht, es wird noch schlechter werden», erhält vom Publikum rauschenden Applaus. Selbst als Ausländer kann man sich diesem patriotischen Gefühlssturm nicht entziehen. Das Stück mündet in Traumbilder, die an eine bessere Vergangenheit erinnern, und in eine Mazurka, dem Symbol der Freiheit, denn «wie der Vogel ohne Freiheit, so kann der Pole ohne Mazur nicht leben».

Der Beifall des aufgewählten Publikums nimmt kein Ende. Und das Ensemble singt alle entscheidenden Passagen noch ein zweites Mal als Dreingabe, bis hin zur krönenden Melodie: «Gute Nacht, gute Nacht, gib uns, Gott, eine gute Nacht!», bei der man das Wort Nacht sehr wohl mit dem Begriff «Ende» wiedergeben könnte. Mit diesem Text und seiner Melodie im Ohr, verlassen die gebannten Zuhörer nur langsam den Raum. Überflüssig zu sagen, daß dieses Musical ständig ausverkauft ist und als der Theatertip Warschaus gilt.

Es gibt allerdings noch etwas in Polen, was weit stärker besucht

ist als die Theater oder die Philharmonie, die immer wieder mit ihrem religiösen Repertoire überrascht, die Kirchen. Selbst Bischöfe zeigen sich jedoch skeptisch, dieses Faktum einfachhin als religiösen Aufbruch zu interpretieren, denn die nationale Krise hat ihre Spuren sowohl in der Moral der Gläubigen als auch in der Kirche selbst hinterlassen, die heute keineswegs mehr jenes Bild der Geschlossenheit bietet, wie sie es einst unter Kardinalprimas Wyszyński tat.

Zwischen Anpassung und Widerstand

Angesichts der Krise verfolgte der neue Primas *Józef Glemp* eine Politik der Verständigung mit dem Regime, und er setzte damit in gewissem Sinne die Politik seines Amtsvorgängers *Wyszyński* fort. Aber *Glemp* hatte ein schweres Erbe anzutreten. Sein Amtsantritt fiel mit einer der schwersten Krisen in der neueren polnischen Geschichte zusammen. Und zudem wurde er in seinen Handlungen sogleich an der Persönlichkeit seines Vorgängers gemessen, wobei er – was beinahe unvermeidlich war – wesentlich schlechter abschnitt. *Wyszyński* hatte sich im Verlaufe von drei Jahrzehnten eine Autorität errungen, der man vieles verzieh. Der neue Primas hingegen besitzt diesen Bonus an Wohlwollen (noch) nicht. Vielleicht mangelt es ihm auch an diplomatischem Geschick. Wie dem auch sei, jedenfalls erregten sein Eintreten für die nationale Einheit und seine Aufrufe zur Verständigung alsbald Kritik, und nicht nur bei den Laien, sondern auch beim Klerus. Uneingeschränktes Lob wird ihm derzeit eigentlich nur von staatlicher Seite zuteil. Aber hat er deshalb Unrecht?

Primas *Glemp* hat seine Haltung in einer Predigt am 3. Dezember 1982 darzulegen versucht. Er bezog sich dabei auf einen seiner Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhl von Warschau, auf Erzbischof *Zygmunt Szczęśny Feliński*. Dieser übernahm sein Amt 1862 in einem Augenblick, als Warschaus Bevölkerung und die gesamte Geistlichkeit, von revolutionärem Taumel erfaßt, begannen, sich gegen die zaristische Unterdrückung aufzulehnen. *Feliński* aber hielt sich zurück und beschränkte sich auf die Verkündigung des Gotteswortes vom ewigen Heil. Denn er suchte, um *Glemp* zu zitieren, Gott, Kirche und Nation gleichermaßen die Treue zu wahren. Doch die Massen murrten. «Warschau hat damals seinen Erzhirten nicht verstanden», meinte *Glemp*. «Allzu groß war der exaltierte Taumel, es gab allzu viele provokatorische Auftritte, den Leuten gingen die Nerven allzu sehr durch.»

Mit dem Scheitern des Aufstandes änderte sich die Lage. Und *Glemp* kommentierte dies so: «Denn als die Hurralösungen verklungen und die redseligen Leute von der Bühne abgetreten waren, blieb allein Erzbischof *Feliński* übrig, um vor dem Zaren auf die Rechte der Nation zu pochen ...» Übrigens wurde *Feliński* dafür vom Zaren 20 Jahre in die Verbannung geschickt.

Offenbar identifiziert sich *Glemp* mit der Haltung *Felińskis*, der einen bewaffneten Aufstand für sinnlos hielt (worin ihm die Geschichte recht gab) und der deshalb für Verhandlungen eintrat, um die polnische Frage politisch zu lösen. Man kann nur hoffen, daß *Józef* Kardinal *Glemp* die weiteren Erfahrungen *Felińskis* erspart bleiben, und er nicht am Ende auch zum Prügelknaben beider Seiten wird.

Die Gefahr dazu besteht, denn es ist ihm bisher nicht gelungen, jene kleine, aber aktive Gruppe von Priestern, die im Kirchenraum offen für die verbotene «Solidarność» eintreten, zurückzubinden. So findet beispielsweise weiterhin allmonatlich in der Kirche des hl. Stanislaw im Warschauer Außenquartier *Żoliborz* eine «Messe für die Heimat» statt, bei der auch Schauspieler auftreten und patriotische Texte deklamieren. Der patriotische Eifer ist auch nicht immer sehr erleuchtet und droht gelegentlich zu überborden, was der Primas wohl zu Recht als eine Bedrohung der Kirche einstuft, denn diese gerät damit unter den Druck der Regierung.

So erhofft sich wohl auch der Primas vom Papstbesuch eine Stärkung seiner Position und eine Beruhigung der innerkirchlichen Auseinandersetzungen. Und daran hat zweifellos auch das Regime ein Interesse, denn es ist klar, daß es bisher letztlich nicht die Bajonette der Soldaten, sondern das moralische Gewicht der Kirche war, welche das Volk vor einem blutigen Aufstand zurückzuhalten vermochte.

Erwartungen in den Papstbesuch

Höheren Orts sind bereits Prognosen im Umlauf, welche Punkte der Papst bei seinem Besuch in Polen besonders hervorheben werde. Er werde die Verletzung der Menschenrechte tadeln, aber auch das Volk zu loyaler Zusammenarbeit mit dem Regime zum Nutzen der ganzen Nation auffordern. Und schließlich erwartet man auch noch eine Stellungnahme gegen die politischen Aktivitäten von Priestern. Bekanntlich hat sich der Papst ja auch in Lateinamerika gegen ein politisches Engagement der Kirche ausgesprochen.

Allerdings trifft der Papst in Polen auf eine gegenüber der letzten Reise beträchtlich veränderte Situation. Damals war die Kirche noch praktisch die alleinige Stimme der schweigenden Mehrheit. Das hat sich inzwischen geändert. Zudem ist auch das Spektrum der Meinungen bei den Gläubigen wesentlich breiter geworden, so daß es für die Kirche immer schwieriger wird, diese divergierenden Ansichten «mit einer Stimme» aus-

zudrücken. Wird der Papst auch diesmal – insbesondere im Hinblick auf das, was man von ihm an Aussagen erwartet – mit einmütiger Zustimmung rechnen können?

Zwar benützt das Régime den Papstbesuch in der Öffentlichkeit immer wieder als Druckmittel. Und doch dürften dem Papstbesuch von offizieller Seite kaum Schwierigkeiten erwachsen. «Auch wenn der Papst einst ohne Rücksprache mit der Regierung vom damaligen Primas Wyszyński zu einem neuerlichen Besuch eingeladen wurde, so ist diese Visite für uns eine Selbstverständlichkeit», betonte ein hoher Beamter im Ministerium für religiöse Angelegenheiten. Dieser unterstrich auch ausdrücklich die gute Atmosphäre bei der Vorbereitung der Reise. Zwar wurde Danzig aus dem Besuchsprogramm ausgeklammert, um politische Mißdeutungen zu vermeiden, aber dafür Wrocław, das ehemalige Breslau, in die Reiseroute aufgenommen. Dem polnischen Regime liegt anscheinend viel daran, daß der Besitz der Westgebiete durch den Papstbesuch zusätzlich sanktioniert wird.

Daß dieser Besuch jedoch auch «unwägbarere Momente» enthält, wird durchaus zugegeben. Auf jeden Fall ist er schwer belastet, nicht nur durch die gegenwärtige schwierige Lage Polens und seiner Kirche, sondern auch durch die ungezählten und höchst unterschiedlichen Hoffnungen, die sich mit dieser Visite verbinden. – Wo Unmögliches erwartet wird, bleiben in der Regel auch die Enttäuschungen nicht aus. Gerade dies aber könnten in Polen nachteilige Folgen zeitigen. Robert Hotz

«WEIL GOTT NÖTIG IST»

Zur Gottesfrage in Hartmut Langes Roman «Die Selbstverbrennung»

Während die zeitgenössische deutsche Literatur anhaltend eine kryptogame *Jesusgestalt* vergegenwärtigt, scheint die *Gottesfrage* kein gängiges Thema epischer Prosa zu sein. Kritische Zeitgenossen führen – zu ihrer Entlastung – Gottfried Benns Verdikt ins Feld: «Gott ist ein schlechtes Stilprinzip.» Warum Gott sogleich und sozusagen konstitutiv zum «Stilprinzip» werden soll, ist freilich nicht einzusehen. Müßte er nicht in einem realistisch dargestellten Realitätszusammenhang hin und wieder – oder vielleicht sogar wieder und wieder auftauchen? Als Erinnerung, Trauma, Helfer, Gegner? Als Kritiker, Verfolger, unwissenschaftlicher Verheißer, Unruhestifter, Ermutiger, Glaube, Hoffnung? Als einer, der immer noch in den Eingeweiden und Hirnen rumort, mit dem die Menschen unablässig (mehr heimlich als öffentlich) reden, von dem sie sich zornig distanzieren oder auf den sie sich übertätig beziehen? Er muß ja nicht unbedingt die «feste Burg» sein, auf der Zinne des Tempels wohnen, Memoranden diktieren oder Enzykliken eingeben, Fernschreiber mit Nachrichten beliefern oder überhaupt den multimedialen Zirkus mitmachen. Vielleicht hat Gott etwas von seiner imperialen Gestalt verloren, einige Insignien, philosophische Katheder, Thronorte, Gewänder. Ein Bettler unter Regierungsvertretern, ein Nicht-Gewerbetreibender unter Werbefachleuten, ein Schweiger unter Rednern. Gegen ihn aufgebaut unser Besitzstand, unser Notstand, unser intellektuelles Denken, unsere friedensunfähigen Taten.

Gott als Konjunktiv und als viatorische Gegenwart

In seinem *Halbzeit*-Roman (1960) ließ *Martin Walser* den intellektuellen Freund Edmund sagen: «Wenn es Gott gäbe, wie könnte es dann noch etwas Wichtigeres geben als Gott?» Später trägt Anselm Kristleins Frau Alissa den Satz in ihr Wachstuchheft ein und fügt hinzu: «Bis jetzt ist Gott ein Zeichen der Erschöpfung, ein Ausruf vor dem Zusammenbruch, ein Signal, das die Niederlage anzeigt, die es verhindern sollte. Im Augenblick wäre es besser, es gäbe Gott nicht.» Zorniger, protestaktuel- ler, dann freundlicher geworden, haben sich Walsers epische Helden auf solche Fundamentalfragen nicht mehr einge-

lassen. Der immer virtuoser werdende Schreiber hat solche Widerstände des Schreibens zurückgenommen. Gott ist aber, literarisch betrachtet, nicht nur «ein schlechtes Stilprinzip». Er kann auch ungeheure Konflikte auslösen, welche alle Potenzen des Menschen auf den Prüfstand ziehen, fordern, steigern.

In *Heinrich Bölls* Roman *Fürsorgliche Belagerung* (1979) gewinnt der Präsident der Zeitungsverleger offenbar aus seiner Religiosität die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister, die Kraft, denen, die ihn zum Mißbrauch des Amtes drängen, sein Amt zurückzugeben, die Kraft zum Widerstand gegen die Zerstörer der Natur, der Heimat, des menschlichen Vertrauens. Unvermittelt, unintellektuell, aus der Tiefe der Seele fragt Fritz Tolm seinen Butler: «Glauben Sie an Gott, an diesen – an Jesus Christus?» die Gretchenfrage als Präsidentenfrage. Und der anhaltend durch Diskretion sich auszeichnende Butler antwortet: «Ja, natürlich, Herr Doktor – und Sie?» – «Ich auch, Blurtmehl (das ist des Butlers Name), ich auch, wenn ich auch nicht genau weiß, wer er ist und wo.» Er ist da, – kein definierter «Wer», kein umschriebenes «Wo». Sein Licht leuchtet. Seine Präsenz tröstet.

Während der erfolgreiche Romancier Walser die Gottesfrage vorerst ausgeklammert hat, *Heinrich Böll* aus dem Fundus seiner Gestalten (*Leni Pfeiffer* aus *Gruppenbild mit Dame* gehört dazu) Gott als innerstes Gegenüber und eigentlichen Horizont vergegenwärtigen kann, stößt seit einigen Jahren der Viator *Peter Handke* aus geradezu alaskischen Entfernungen über traumatische Barrieren in die Region metaphysischer Präsenz, wo radikale Gegenwart (und Wahrhaftigkeit) gefordert wird und ein göttlicher Horizont auftaucht. In *Langsame Heimkehr* (1979) verlangte es den Landvermesser Valentin Sorger «nach einem auf etwas gerichteten Glauben, ohne daß er sich einen Gott je denken konnte; aber in Zeiten der Bedrängnis merkte er, daß er – bloß zwanghaft? – geradezu flehentlich immer einen Gott mitdenken wollte. (Zuweilen wünschte er sich, fromm zu sein, was ihm nie gelang; er war dann aber sicher, daß «die Götter» ihn verstanden.)» Im letzten Teil der tetralogischen «Heimkehr», im dramatischen Gedicht *Über die Dörfer* (1981),

ruft Handke die Jetztgeborenen (nicht mehr Brechts *Nachgeborene*) durch die prophetische Rede seiner *Nova*-Gestalt zum Leben in einer ihnen göttlich übergebenen und göttlich gegenwärtigen Welt auf. Der Autor der *Nova*-Rede scheint an die intellektuelle Entscheidbarkeit der Gottesfrage nicht zu glauben. Er gibt Anweisungen zu einem ästhetischen Bewußtsein, zu einem meditativen Tun. Sie schaffen jene Gegenwart, welche Gott nicht ausschließt. Die intellektuelle Vernunft muß beim jüngeren Handke (offenbar im Anschluß an den späten Heidegger) die Gottesfrage offenhalten. Die meditative Vernunft erahnt sein «Gesetz». Die poetische Vernunft geht ihm viatorisch entgegen.

«Ihr seid jetzt, und ihr seid die Gültigen. Daß ihr seid, ist ein Datum. Handelt danach. Und laßt ab von dem Gegrübel, ob Gott oder Nicht-Gott: das eine macht sterbensschwindlig, das andere tötet die Phantasie, und ohne Phantasie wird kein Material Form: diese ist der Gott, der für alle gilt. Das Gewahrwerden und Prägen der Form heilt den Stoff! Gottlos allein, schwanken wir. Vielleicht gibt es keinen vernünftigen Glauben, aber es gibt den vernünftigen Glauben an den göttlichen *Schauder*. Es gibt den göttlichen *Eingriff*, und ihr alle kennt ihn. Es ist der Augenblick, mit dem das Drohschwarz zur Liebesfarbe wird, und dem ihr sagen könnt und weitersagen wollt: *Ich bin es*. Ihr weint, und es weint – ihr lacht, und es lacht. Ja, es gilt: dem langsamen Blick, wenn dieser zugleich ein Aufblicken ist, lächeln aus den Dingen die Antlitze der Götter. (...) Und die Stimme der Gottheit geht so: Du kannst dich lieben. (Wenn ihr euch selber nicht zugeneigt seid, ist es besser, ihr seid tot.) Leute von jetzt: entdeckt, entgegengehend, einander als Götter – als Raumaushalter, Raumerhalter ...

Die Form ist das Gesetz, und das Gesetz ist groß, und es richtet euch auf. Der Himmel ist groß. Das Dorf ist groß. Der ewige Friede ist möglich ... Richtet euch auf. Abmessend – wissend, seid himmelwärts. Seht den Pulstanz der Sonne und traut euerem kochenden Herz ... Geht ewig entgegen ...»¹

Handke umsteigt die Klippe Gott als Gestalt, Inhalt, fixierbares Gegenüber, alle katechetischen und theologischen Festlegungen. Handkes epische und dramatische Personen gehen intensiv, geradezu mystisch dem Seienden als Gegenwart, dem Seienden als Form entgegen. Die geschichtlichen Theodizeefragen (warum soviel Böses, wenn Gott ein guter Gott, warum soviel Mißlungenes, wenn Gott der Schöpfergott ist?) belasten den in intensivster Gegenwart sich Öffnenden nicht. Die individuellen und sozialpsychologischen Blockierungen können, nachdem er weit, weit genug gegangen ist, dem Viator nicht mehr den Blick verstellen. Anders als die begriffliche Satzarbeit sucht die mystische Öffnung keine Satzklammern. Anders als das schweifende Denken schaut, hört, fühlt der meditative Blick in der «friedensstiftenden Form» göttliche Gegenwart.

Hartmut Langes grüblerische Pfarrergestalt aus der DDR

Hartmut Lange (geb. 1937 in Berlin), der ehemals Ost-, dann Westberliner Dramatiker in der Tradition Brechts kannte Handkes tetralogische «Heimkehr» nicht, als er aus ganz anderem gesellschaftlichen und ästhetischen Blickwinkel an seiner Gottesfrage arbeitete. Der von Handke diagnostizierte Grübel-Effekt «ob Gott oder Nicht-Gott» tritt bei der von Lange gezeigten Pfarrergestalt geradezu exemplarisch ein. Sie wird «sterbensschwindlig» und ihre «Phantasie» erstirbt. In der Folge – oder ist eine solche Verengung der Gottesfrage schon Folge einer vorausliegenden Verengung? – ersterben Kontaktfähigkeit, der erotische Lebenswille, das mitmenschliche Gespräch.

Langes Roman *Die Selbstverbrennung*² handelt in einem Pfarrhaus nahe der Elbe, wo der Fluß von drüben her Grenzfluß zur Bundesrepublik ist. Der Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik sind Sozialarbeit, Bildungsarbeit, Jugendarbeit

¹ Peter Handke, *Langsame Heimkehr*. Erzählung. Frankfurt 1979, S. 17. Ders., *Über die Dörfer*. Dramatisches Gedicht. Frankfurt 1981, S. 103-106.

² Hartmut Lange, *Die Selbstverbrennung*. Roman. Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1982, 187 Seiten. DM 25.- Die Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diesen Text.

versagt. Das Pfarrhaus wird Schauplatz des reinen Glaubenskonflikts, hinter dem freilich ein anderer, im Roman nicht thematisierter Konflikt aus Kindheit, Ehe, Sozialschwäche, schwärt. Die beiden anfänglichen Antagonisten, ein vitaler marxistischer Denker auf der einen, ein gebrochen introvertierter Pfarrer auf der anderen Seite, beide todernst, ohne Abstand zu sich selbst und also humorlos deutsch, sind nicht aus der Luft gegriffen. Auslösender Faktor, Katalysator für den Entwurf war offenbar die Selbstverbrennung des evangelischen Pfarrers Brüsewitz am 18. August 1976 in Zeitz. Der Erzähler kennt, die Personen umkreisen den Vorgang. Langes Romanfabel verfährt denkbar einfach. Personen und Ort sind überschaubar. Pfarrhaus, Kirche, Wirtshaus, Kate markieren das Dorf fast wie auf einer Guckkastenbühne. Für die *klassischen* Einheiten von Handlung, Ort, Zeit ist zum Nutzen des Lesers gesorgt. Ein gewisser Mangel an Welt konstituiert den Kurzroman.

Aus Magdeburg ist Sempert, ein noch fast junger Mann, an den Ort seiner großväterlichen Herkunft gefahren. Er will auf dem Dorf Ruhe und «inspirative Luft» atmen, um einen philosophischen Traktat «Zum Lobe der materialistischen Vernunft» fertig zu schreiben. Gewisse «politische Verkrampfungen» seines Landes sind ihm nicht unbewußt. Der Leser darf den Verdacht hegen, daß Sempert eine Rechtfertigung des Systems im Grundsätzlichen sucht, die ihm konkrete Erfahrungen mit den Verhältnissen versagen. In der Tat zeigt das Gesicht des Vierzigjährigen Spuren von Resignation. Mit dem örtlichen Parteifunktionär war er von der «Gottlosigkeit der eigenen und sonstigen Natur felsenfest überzeugt». Die Nachricht, daß ein Pfarrer sich öffentlich verbrannt habe, und ein neugieriger Kirchenbesuch unmittelbar vor seiner Abreise irritieren ihn merkwürdig. Zwölf, dreizehn Gläubige beim Sonntagsgottesdienst. Ein Blick auf den Pfarrer und dessen Tochter, welche die Gläubigen an der Kirchentür ganz herzlich und armselig verabschieden.

Die Pfarrfamilie besteht aus einer vereinsamten, sich aufopfernden, unbedingt gläubigen Pfarrersfrau, einem gänzlich depressiven Pfarrer, der sich in seine schmale Bibliothek vergräbt, einer viel zu ernsten, dem Vater anhängenden 18jährigen Tochter, einem von niemand ernst genommenen, aufsässigen 15jährigen Sohn und Onkel Eberhard, dem ehemaligen SS-Mann, dessen Enttäuschung, Reueunfähigkeit, ja Selbsthaß, sogar Zynismus Schwager und Schwester zu ertragen haben. Eine schwierige Familie aus enttäuschten «Alten» und zum richtigen Leben nicht zugelassenen Jungen, jeder für sich allein, ohne das tröstende Familienband Gott.

Zurück in Magdeburg erhält Sempert einen Brief der Pfarrersfrau, die ihn, nicht ohne Nebengedanken an ihre Tochter, über die Weihnachtstage einlädt. Sempert hatte sich «immer wohl gefühlt in der Gewißheit, inmitten einer zweiten *allein* von der *Vernunft* hervorgebrachten Natur eingebettet zu sein». Aber als er nach der Selbstverbrennung des Pfarrers die grausamen und sogar höhnischen Kommentare in den Zeitungen gelesen hatte, kamen in ihm Ängste auf, «weil ihm die Lebensfeindlichkeit jener Weltanschauung, die sich auf das Leben und ausschließlich auf das Leben berief, plötzlich bewußt zu werden drohte». Er entdeckte an sich selbst «unwiderlegbare Zeugnisse seiner Vergänglichkeit». In seinen bisherigen Vorstellungen war nur «der hoffnungsvolle Zustand des Werdens, nicht aber der trostlose Zustand des Vergehens vorgesehen» (82ff). Sempert war durchaus in einer Stimmung – «kairos» würden die Griechen sagen –, die ihm ein Gespräch mit dem Pfarrer wünschenswert erscheinen ließ.

Pfarrer Koldehoff tut sich mit dem Glauben an Gott schwer. Sein Schwager Eberhard leugnet geradezu dessen Existenz. Beide haben in bezug auf ihre Lebenserwartungen resigniert. Die Folgerungen sind unterschiedlich. Der ehemalige SS-Mann zeigt sich reuelos gegenüber seinen Kriegsmorden an Unschuldigen. Argumentativ angesprochen, schlägt er sarkastisch zu-

rück. Etwas vom nihilistischen Geist Iwan Karamasows steckt in dem traumatisch fixierten SS-Mann, den die Jugendhoffnungen täuschten. Im äußersten Gegensatz zu ihm ringt Pfarrer Koldehoff um die sinnvolle Existenz des Menschen. Er weiß, daß «der Mensch ohne Würde keinen einzigen Tag existieren kann». Betroffen hört Sempert zehn Tage vor Weihnachten als Gast das Streitgespräch der Schwäger. Er wohnt bei der alten Hanna, einer Gerechten, die sich beschweren muß, daß «Gott ihr auf die letzten Tage so sehr jede Kraft genommen hat».

Undeutlich, noch unentschieden bleiben die beiden mittleren Protagonisten Sempert und die 18jährige Annemarie. Die Pfarrerstochter reagiert geradezu medial auf die intellektuelle Sensibilität ihres Vaters. Nach dem Beispiel der Mutter vermag sie wortlos zu dienen. Für den Sonntagsgottesdienst drückt sie Sempert einen Zettel mit dem Leitgedanken der Predigt in die Hand, «*Bewußtsein als Verhängnis*». Pfarrer Koldehoff spricht vom Baum der Erkenntnis, vom Sündenfall, von den Folgen, die jeder Mensch zu tragen hat, indem er die «Sinnlosigkeit seines Lebens erkennen muß». «Auch Gott, der Herr», der dem Menschen diese «Hölle» zumutet, «könne nicht frei von Schuld sein». Er bittet die Gläubigen, ihm «durch besonders intensives Gebet zu vergeben und ihn um Verständnis dafür zu bitten, daß der unbedingte Glaube, das verlorene Paradies des Menschen, da Gott den Baum der Erkenntnis weiterhin blühen und gedeihen lasse, nun allerdings immer schwerer zu erringen sei» (99f.).

«Wir müssen Gott neu erfinden»

Sempert hat noch nie gehört, nicht einmal gedacht, daß ein Pfarrer «den Menschen gegen Gott in Schutz» nehmen müsse. Als er den Pfarrer fragt, warum er mit einem solchen Mangel an Glauben auf der Kanzel stehe, antwortet der in Anwesenheit seiner Tochter: «*Weil Gott nötig ist.*» Es folgt eines der *größten Gottesgespräche* der jüngeren deutschen Aufklärungsliteratur. Koldehoffs leidende Aufrichtigkeit öffnet Sempert die Augen für eine andere Dimension des Daseins. Er verliert fast schlagartig seine «Eitelkeit der denkenden Vernunft». Aber er möchte weiterhin glauben, daß das «Bewußtsein durch seine Möglichkeit zur Vernunft» den Menschen weiterbringen und eines Tages wirklich befreien könne. Der Marxist, der die christliche Lehre nur vom Hörensagen kennt, argumentiert – gegen die Verzweiflung des Pfarrers: «An Gottes wissender Allmacht zu partizipieren könne kein Unglück, eher eine einmalige Gelegenheit sein, die Mangelhaftigkeit, die Beschränktheit der menschlichen Existenz Schritt für Schritt abzustreifen und Gott ähnlicher zu werden ... Daß, immer in Hinblick auf die Möglichkeit zur Vernunft nicht die Menschwerdung Gottes, sondern die Gottwerdung des Menschen der eigentliche, heute noch gültige Erlösergedanke sei» (116f). Während Sempert einen «Sinn» der menschlichen Existenz hier finden und dem Menschen einen sinnvollen Ort im Ganzen der Natur zuweisen will, weist Pfarrer Koldehoff eine solche Hoffnung zurück. Entweder der Mensch «akzeptiert seine Unzulänglichkeit und entschädigt sich rigoros durch die Möglichkeiten seiner kurzen Existenz, oder er glaubt an seinen Schöpfer und an eine gerechtere Auferstehung» (119f). Romanautor Lange formuliert durch seine Dialogpartner *drei Möglichkeiten gegenwärtiger Selbstinterpretation*: *erstens* eine Art begrenzte Sinnerfüllung in diesem Leben (die humanistische Position), *zweitens* eine Art Carpe-diem-Haltung, im letzten nihilistisch *und drittens* der radikale Glaube an Schöpfung und Auferstehung (die christliche Position). Aus seiner astronomischen Arbeit und aus seiner praktischen Erfahrung sieht Koldehoff keine Möglichkeit, daß der «Verstand» uns «retten» könnte. Er fühlt sich dem Zeitzer Kollegen sehr verbunden. Sempert ist, als müsse dieser Pfarrer die Gottverlassenheit des «gekreuzigten Heilandes» erleiden.

Manche Äußerungen Koldehoffs erinnern an Reinhold Schneiders *Winter in Wien*³, wo er vom «Schwund des Lebenswillens»

und dem «Herausgleiten aus jedem Horizont» spricht. Das Bildnis des Gekreuzigten, vor dem er immer wieder in der Sakristei betet, erscheint Koldehoff immer mehr als «ein wertloses Stück Holz». Alle Suche nach Gott wurde ihm zum «Elend». Dennoch, argumentiert er, «wir müssen umkehren. Wir müssen *Gott neu erfinden* und notfalls auf allen Verstand pfeifen ... *Denn der Verstand rettet uns nicht* ... Durch die Bibel bleibt der Mensch ein Wunder, durch die Naturwissenschaften wird er zu nichts, höchstens zu einem Häufchen Asche» (122).

Sempert erkrankt nach diesem Furcht erregenden Gespräch. Im Fieber erinnert er seinen SS-Vater, die Lagerzeit mit der Mutter am Ende des Krieges in Polen. Seine Krankheit verändert die Beziehungen zu den Koldehoff-Frauen. Die schüchterne Pfarrfrau sorgt für ihn. Die scheu-melancholische Tochter pflegt ihn. In der Kate der alten Hanna wohnend, sieht er deren Verfall. Ihre «Vorstellung von Gott» ist in seinen Augen «vergeblicher Wahn». Aber ihre Hoffnung erscheint ihm «tausendmal ehrlicher als jener *unbedingte Wille zur Aufklärung*, der in einem öden, selbstgerechten, lebensbejahenden Materialismus endet, ohne Fähigkeit zur Demut, zur Trauer». Die Bedürfnisse des Menschen können nicht ausschließlich auf der sozialen Ebene befriedigt werden. Sempert entdeckt seine «*metaphysische Bedürftigkeit*» (150).

Das ganze Universum ist ein Gefängnis

Zwischen Sempert und der 18jährigen Pfarrerstochter entsteht eine Intimbeziehung. Den 40jährigen (Schreiber, Denker, Kranken) überfällt ein rauschhaftes Verlangen. Annemarie, unheilbar krank, scheint diese erste und letzte Gelegenheit einer körperlichen Berührung vor dem Tod zu erkennen. Leider bleibt diese Intimbegegnung zweier innerlich hoch gespannter Menschen episch gesprächs- und sprachlos. Sie hätte die Eros-Thematik in die Gottesthematik gefädelt – ein unerhört schwierig-spannendes Unterfangen. Als Sempert von Vater Koldehoff den Zustand des Mädchens erfährt, flieht er nach Magdeburg zurück. Wie sollte er, der theoretisch das Sterben zuläßt, einer Sterbenden beiwohnen?

Zehn Wochen später, im April, stirbt die Pfarrerstochter. Die in ihrem Glauben scheinbar unantastbare Pfarrersfrau bricht zusammen. Ihr lauterer Gefühl findet den Verstand nicht. Fast triumphierend, zumindest in einer Art Selbstrechtfertigung, zeigt ihr Koldehoff, daß die *Warum-Frage* unbeantwortbar ist. Er spürt den «ganz im Innersten sich vollziehenden Abschied» von seiner Frau.

Koldehoff, der früher zu seiner Bestärkung Pascal gelesen hatte, liest Bertrand Russell: «Das ganze Universum ist (mit Hilfe der «Schattenphysik») Gefängnis geworden» (185).⁴ Pascal hatte seine Leser aufgefordert, die Wette auf die Existenz Got-

³ Reinhold Schneider, Winter in Wien. Freiburg 1958, S. 79 und 73. Am 6. April dieses Jahres war Schneiders 25. Todestag, am 13. Mai ist sein 80. Geburtstag. Es gibt mehrere Gründe, dieser wahrhaft prophetischen Gestalt des deutschen Katholizismus zu gedenken.

⁴ Sein Aufmerken auf die Gottesfrage und auf das Sterben teilte Hartmut Lange erstmals mit in seiner Essaysammlung *Die Revolution als Geisterschiff. Massenemanzipation und Kunst* (das neue buch 36), Reinbek bei Hamburg 1973. Aus *Bertrand Russells* Aufzeichnungen notiert er jene Sätze, die er dann im Roman Pfarrer Koldehoff lesen läßt: «Nie hat man einen dunkleren und engeren Kerker gebaut als den, in den die Schattenphysik unserer Zeit uns einschließt, denn jeder Gefangene glaubte einst, daß außerhalb seiner Mauern eine freie Welt existierte; nun aber ist das ganze Universum Gefängnis geworden ... Nirgends ist Glanz oder Weite; nur Belanglosigkeit für einen Augenblick, und dann nichts. Warum in einer solchen Welt leben? Warum gar sterben?» (ebenda S. 134). In einem *Dialog über den Tod* fragt ein gewisser Staschek den Dichter Horaz, ob man nach dem Tod weiterleben könne. Später berichtet Staschek dem Dichter von dem Philosophen Mao-Tse-tung, einem Skeptiker, der die Welt streng materialistisch betrachte, «und doch sagt, er würde nach seinem Tod zu Gott eingehen». Auch Horaz kann die Frage, ob Gott existiert, nicht beantworten. «Aber was wir nicht wissen», fährt er fort, «können wir ruhig annehmen. So ist Gott die Zuflucht jedes Skeptikers.» (ebenda S. 138f.).

tes zu wagen, weil ein Leben ohne Gott unmöglich sei. Aber Koldehoff konnte weder Pascals Wette wagen, noch Russells schwermütige Verzweiflung ertragen. Wenn er vor seinem Kreuzifix betet, drängt sich ihm der Gedanke auf, seinem Kollegen in Zeit zu folgen.

Das aus knapp einer Seite bestehende Schlußkapitel fällt dürftig aus. Der Autor hat ein weiteres Interesse an seinen Personen verloren. Er räumt sie episch ab. Sempert kehrt nach zwei Jahren ins Elbedorf zurück, um in den Westen zu fliehen. Die Koldehoffs verschwinden nach Stralsund, dem Ort ihrer Herkunft. Autor Lange packte die Gottesfrage als Erkenntnisproblem, das Erkenntnisproblem als Grundbedürfnis des Menschen in eine konzentrierte Romanfabel. Nachdem manche feuilletonistische Kritiker die Gottesfrage als alten Hut des Abendlandes in die theatralische Garderobenkammer zurück verwiesen, ist sie, wie Handke und noch mehr Hartmut Lange zeigt, literarisch auferstanden.

Was Koldehoff – und möglicherweise auch sein Autor Lange – nicht zu sehen scheint, ist bei aller Konzentration die Isolierung dieser Frage. Koldehoff hat trotz seines Eintretens für *den* Menschen, die konkreten Kontakte vernachlässigt. Er ließ seine unschuldige Frau erotisch und geistig verhungern. Er verletzte sie schwer. Er, der Mann, ließ sie nicht zum Gespräch zu. Nach dem Tod der Tochter beklagt sich die Frau über das «selbstzerstörerische Wesen», den intellektuellen «Hochmut» ihres Mannes. Aber als der Autor uns die beiden Eheleute kennenlernen läßt, sind die Brücken zwischen den beiden Einsamen bereits abgebrochen. Koldehoff, der von früh auf an Kontaktschwäche gelitten hat, ist offenbar, weil er die Nähe der Menschen nicht aushielt, schnurstracks auf Gott zugegangen, ein «Theologe aus Verzweiflung». In Jesus kann er bezeichnenderweise nur den Gekreuzigten sehen, nicht aber den Mann, der selbstverständlich und lustvoll mit den Menschen aß und trank, der Freunde hatte (unter ihnen sogar Frauen) und offenkundig die Nähe der Menschen liebte. Pfarrer Koldehoff leidet, wenn er nicht allein essen kann, und er leidet, wenn er dann allein isst. Langes Roman fehlt die Vorgeschichte Koldehoffs. Er läßt die zu dessen Erkenntnisproblematik gehörende Psychopathologie

aus. Er beleuchtet eindrucksvoll die Gottesfrage des Einsamen. Aber er beläßt die individuell-menschlichen Probleme, die dieser intellektuellen Zuspitzung und Verengung vorausgehen, im Dunkel. Pfarrer Koldehoff ist eine sehr protestantisch-deutsche Gestalt. Ihm fehlt alle katholische Sinnlichkeit, ihm fehlt das Jesuanisch Menschliche. Diese Pfarrgestalt scheint keine Füße, keine Arme, keinen Bauch, keinen der Erde zugehörigen Mund zu haben. Alles in ihm ist Hirn und ordnender Wille – und bleibt, gesteigert durch größte Anstrengung, verkrampft. Mich beeindruckt, daß der aus der marxistischen Ideologie kommende Lange, die Erkenntnis-, Sinn-, Gottesfrage so konzentriert gestellt hat. Ich bedauere, daß der Autor seine Frage mit so wenig Welt, so wenig Bildungsgeschichte (Pascal und Russel bleiben, genauer betrachtet, Zitat),⁵ mit so wenig sozialpsychischer Personengeschichte gebaut hat. Aber die proklamierete «metaphysische Bedürftigkeit» ruft prophetische Töne in die literarischen Provinzen. In den letzten Jahren wurde Jesus als kryptogame Bezugsgestalt der zeitgenössischen deutschen Literatur erkannt (ohne daß eines der namhaften Feuilletons dies erwähnt oder zugegeben hätte). Nun scheint das Bedürfnis nach Gott literarisch neu aufgedeckt zu werden. Daß die Friedensbewegung mit dem Einen und dem Andern zu tun haben könnte, ist von Hamburg bis Bern bereits literarisch geworden. Wir sind gespannt auf weitere Töne zum literarischen Konzert des späten, trotz vieler Ängste nicht hoffnungslosen Jahrhunderts.

Paul Konrad Kurz, Gauting b. München

⁵ Schade, daß Hartmut Lange Pascals *Wette* nur punktuell erwähnt. Es hätte dem Roman geholfen, wenn Autor Lange eine der zahlreichen neueren Arbeiten von Heinrich Lützeler, Joseph Bernhart, Reinhold Schneider, Wolfgang Rüttenauer oder Romano Guardini gekannt hätte. Ein Jahr vor Erscheinen der *Selbstverbrennung* hat Walter Dirks sein Nachtstudio-Gespräch *Die Wette. Ein Christ liest Pascal* veröffentlicht (Sammlung Kerle 4; F. H. Kerle-Verlag, Freiburg 1981). Pascal stand bekanntlich mit seiner Gottesfrage am Anfang der neueren philosophischen Auseinandersetzungen. Dirks spricht vom «Katzenjammer» des Christen. Der Denker Pascal, betont Dirks, entdeckte die Ordnung der Liebe (und des Empfindens), die er über die Ordnung des (intellektuellen) Geistes stellt. Eine solche Verspannung der Gottesproblematik in die Richtung von Eros und Agape fehlt in der *Selbstverbrennung* bei Koldehoff, was der kritische Leser schmerzlich vermerken muß.

VON BENEDIKT ZU HENRY FORD?

Kloster und Fabrik in ihrer «Wahlverwandtschaft» für eine methodische Lebensführung

Kürzlich las ich – aus gegebenem Anlaß – wieder einmal in *George Orwells* Roman «1984»; wir sind dem ominösen Datum ja mittlerweile schon sehr nahe gekommen und beginnen zu begreifen, daß Orwells visionäres, erschreckendes Zukunftsbild einer durch und durch totalitären Gesellschaft mancherorts bereits von der Wirklichkeit überholt worden ist. Auch bei uns fragt man sich nicht ohne Grund angesichts der Entwicklung der Mikroelektronik und ihrer Handhabung besorgt, ob wir nicht längst eine «erfaßte» Gesellschaft sind und die meisten Menschen unbewußt bereits so funktionieren, wie es von ihnen erwartet wird von denen, welche die politische und wirtschaftliche Macht haben.

«Auf jedem Treppenabsatz starrte ihn gegenüber dem Liftschacht das Plakat mit dem riesigen Gesicht an. Es gehörte zu den Bildnissen, die so gemacht sind, daß einem die Augen überall hin verfolgen. «Der Große Bruder sieht dich an!» lautete die Schlagzeile darunter.» Heißt es bei Orwell. Und an anderer Stelle: «Es war lediglich eine Frage, so denken zu lernen, wie sie dachten ... Er schrie: Gott ist Macht. Er nahm jetzt alles richtig hin ... Wie einfach alles war! Man brauchte nur nachzugeben, und alles andere ergab sich von selbst.» Von dieser Einstellung bis zum Schluß des Buches, als dem «Helden» das langerhoffte Geschoß ins Gehirn dringt, ist es nicht mehr weit. Nicht weit mehr bis zu der Erkenntnis: «Aber nun war es gut, war alles gut, der Kampf beendet. Er hatte den Sieg über sich selbst errungen. Er liebte den Großen Bruder.»

Was Orwell unter dem unmittelbaren Eindruck der Willkürherrschaft des Faschismus wie des Stalinismus als eine mögli-

che Zukunft entwarf, hat Vorläufer, die weit in die Kulturgeschichte zurückreichen, nämlich dorthin, wo das Ideal strenger, ganz und gar geregelter methodischer Lebensführung vorgedacht und auch schon praktiziert wurde. Im Kloster, im Leben der Mönche, deren Selbstverständnis und deren Zielsetzung zwar eine ganz andere war, die aber nicht verhindern konnten, daß sich ganz andere «Herren» ihrer Methoden der Lebens- und Arbeitsgestaltung bedienten.

Wieviel Charisma und wieviel «Regel»?

«Die Regel des Ordens verlangte eine strenge Disziplin, der Tagesablauf war genau vorgeschrieben, und ein Abweichen von der Regel wurde bestraft», notierte 1975 *Jean Gimpel* über die Zisterzienser¹ und fügte hinzu: «All dies erinnert in einem gewissen Sinne an die Arbeitsvorschriften, die Henry Ford für seine Fließbandarbeiter erließ.» Diese Erkenntnis haben zwei Sozialwissenschaftler, die Professoren *Hubert Treiber* (Hannover) und *Heinz Steinert* (Frankfurt) einer 1980 erschienenen und – soweit ich es übersehe – in der Fachkritik ziemlich unbeachtet gebliebenen Publikation vorangestellt, die sich unter dem Titel «Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen» mit

¹ Vgl. Jean Gimpel: *Die industrielle Revolution des Mittelalters*. Zürich 1980 (franz. Original Paris 1975). Die beiden zitierten Sätze stehen als Motto über der anschließend kommentierten Publikation.

der «Wahlverwandtschaft» von Kloster- und Fabrikdisziplin beschäftigt.²

Das mag auf den ersten Blick überraschen, ist aber so überraschend wieder nicht, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß in der Lebensform des Klosters vielerlei angesiedelt wird, was heute wieder aktuell und in einer neuen Entwicklung begriffen erscheint. Da wären sowohl Urformen der Machtkontrolle (Rechte des Kapitels, Sicherungen für freie Abwahl usw.)³ neben durchaus autoritär gebrauchter Macht zu nennen wie auch interessante und nachahmenswerte Formen des alternativen Lebens. Bei der Lektüre einer sozialhistorischen Untersuchung wie der von Treiber/Steinert sollte man mitbedenken, daß die je neuen Formen der Orden, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben, zunächst einmal auf das Charisma ihres jeweiligen Gründers zurückgehen. Allerdings, sie haben sich – das wird niemand leugnen – oft genug, in «klösterliche» Formen gepreßt, gegen die Charismen ihrer Gründer entwickelt. Und wenn man die Zisterzienser in eine Parallele bringt mit bestimmten Arbeitsvorschriften, etwa denen von Henry Ford, dann ist doch gleichzeitig darauf hinzuweisen, daß es gerade immer wieder die Klöster gewesen sind, welche die Herausforderungen der verschiedenen Epochen aufgriffen, und stellvertretend für die vielen gaben die wenigen, die Mönche, die notwendigen Antworten. Darauf hat z. B. Walter Dirks in seinem Buch «Die Antwort der Mönche»⁴ hingewiesen.

Immerhin, wenn wir heute von Vorschriften, Regeln, Gehorsam, Disziplin, Strafe, von Ich-Panzerung und methodischer Lebensführung sprechen, dann können wir am Kloster nicht vorbeigehen. Treiber und Steinert unternehmen den Versuch nachzuweisen, daß die in der Lebensform des Klosters entdeckten und systematisch weiterentwickelten Techniken zur Vermittlung einer «methodischen Lebensführung» identisch sind mit Techniken, die in den Arbeitersiedlungen des 19. Jahrhunderts propagiert wurden, um deren Bewohner auf die regelmäßig und pünktlich zu leistende Fabrikarbeit und den Maschinengehorsam «einzustimmen».

Askese in den Mönchszellen – Arbeitszwang im Berufsleben

Es ist ja erstaunlich, daß gerade im Kloster, also in einer Einrichtung von Leuten, die aus der Welt gehen wollten und anti-rational eingestellt waren, etwas höchst Rationales geschaffen worden ist: genaue Zeiteinteilung, Leben nach Plan, Konzentration auf die Berufspflichten. Hier stand die Wiege des modernen kapitalistischen Wirtschaftens, hier wurden Zweckrationalität, Disziplin, Entsagung, Unternehmergeist und Erfindungsreichtum erprobt und entwickelt. Zwar gab es Klöster lange vor dem Christentum, im Fernen Osten beispielsweise, trotzdem ist der neuzeitliche Kapitalismus nicht in Indien entstanden, sondern in Europa. Darauf hat der Wiener Theologe und Soziologe *Adolf Holl* in seinem stark beachteten Buch «Der letzte Christ – Franz von Assisi»⁵ nachdrücklich aufmerk-

² Hubert Treiber/Heinz Steinert: Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen. Über die «Wahlverwandtschaft» von Kloster- und Fabrikdisziplin. Mit einem Vorwort von Adolf Holl. Heinz Moos Verlag München 1980. 142 Seiten. Das Buch enthält viele Illustrationen zu den verschiedenen Parallelen des Anstaltenwesens zum Leben nach der Klosterregel (Architektur usw.), ferner Beispiele von Fabrikordnungen und eine ausführliche Bibliographie.

³ Vgl. L. Moulin: Le Monde vivant des Religieux, Dominicains, Jesuites, Bénédictins. Paris 1964. Der Autor, ebenfalls Sozialwissenschaftler, ging der Entwicklung von Organisations- und Regierungsformen in Klöstern und Orden nach. Er stieß auf früheste Formen demokratischer und konstitutioneller Spielregeln zur Absicherung gegen Machtmißbrauch.

⁴ Frankfurt 1953. Dirks sprach von «Heilsantwort» auf die «profangeschichtliche» Stunde: z. B. «stabilitas» und «pax», die friedliche Selbsthaftigkeit der Benediktusregel zur Zeit der ausgehenden Völkerwanderung! Die Mächtigen der Christenheit hätten aber nach wie vor die Heereszüge und das Schwert vorgezogen; angesichts der von der Mehrheit nicht wahrgenommenen Stunde seien die Klöster zum Alibi geworden.

⁵ Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) 1979. Bezeichnenderweise läßt Holl sein Buch mit der Erfindung der mechanischen Zeit beginnen: Er sieht dar-

sam gemacht und dabei auf die Forschungen von *Max Weber* verwiesen. Dieser war in seiner bekannten Arbeit «Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus»⁶ einer seltsamen «Verwandtschaft» auf die Spur gekommen: der zwischen Puritanismus und Kapitalismus, zwischen Religion und Geschäft. Weber blickte auf die Zeit zwischen Johannes Calvin (gest. 1564) und Benjamin Franklin (gest. 1790) und auf das, was in diesen 250 Jahren zwischen Genf, Birmingham und Philadelphia geschah und was der Methodisten-Gründer John Wesley so ausdrückte: «Religion muß notwendig sowohl Arbeitsamkeit (industry) als Sparsamkeit (frugality) erzeugen, und diese können nichts anderes als Reichtum hervorbringen. Aber wenn Reichtum zunimmt, so nimmt Stolz, Leidenschaft und Weltliebe in all ihren Formen zu. So bleibt zwar die Form der Religion, ihr Geist aber schwindet allmählich.» Dieser Sicht fügt Max Weber noch hinzu: «Der Puritaner *wollte* Berufsmensch sein, wir *müssen* es sein. Denn indem die Askese aus den Mönchszellen heraus in das Berufsleben übertragen wurde, half sie an ihrem Teile daran, jenen mächtigen Kosmos der modernen Wirtschaftsordnung zu erbauen, der heute den Lebensstil aller einzelnen Erwerbstätigen mit überwältigendem Zwang bestimmt und vielleicht bestimmen wird, bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist.»

Erinnern wir uns, vom 6. Jahrhundert n. Chr. an lebten Mönche und Nonnen in ihren Klöstern unter einem Motto, das eine bedeutende Neuerung gegenüber allen früheren mönchischen Programmen darstellte. Dieses neue Motto lautete: *Ora et labora* – Bete und arbeite! Adolf Holl folgert daraus:

«Seit Benedikt von Nursia (gest. 547) wurde die tägliche Arbeit zur frommen Pflicht, gleichgestellt dem Gebet ... Rund fünf Stunden täglich verbrachten die Mönche beim Psalmodieren, fünf Stunden bei der Arbeit auf den Feldern und in den Werkstätten. Ihr Alltag war, nach einer detaillierten Methodik, reglementiert und diszipliniert. Das ist es, was Weber den «rationalen Charakter» des abendländischen Mönchtums genannt hat. Die Methodik der monastischen Lebensführung ist bereits in der von Benedikt selbst verfaßten «Regel» erkennbar. Von den 73 Artikeln dieser mittelalterlichen Betriebsordnung handeln mehr als die Hälfte von Disziplin und Verwaltungsangelegenheiten. Man ahnt die moderne Fabrik (und erinnert sich an die antiken Sklavenplantagen), wenn man liest, daß je zehn Mönche eine Arbeitsgruppe unter der Aufsicht eines «Dechanten» bildeten. Erstaunlicher noch: Die mittelalterlichen Klöster waren, etwa ab dem Jahr 1000, das wichtigste Experimentierfeld für die damaligen Maschinen.»

Spätwirkungen im Fortschrittsgeist

Freilich, hier ist mit den Vätern des Zweiten Vatikanischen Konzils daran zu erinnern, daß wichtiger als alle Regeln der «Geist des Ursprungs» der verschiedenen Orden sowie die Aktualisierung des Evangeliums und der Nachfolge Christi «aus den Quellen jedes christlichen Lebens» sind. Die Orden, die mit diesen Kriterien an ihre «zeitgemäße Erneuerung» gehen sollten, wurden so auch zu einer Erforschung ihrer Geschichte aufgefordert. Eine solche kann aber nicht von der Wechselwirkung Orden/Gesellschaft absehen und somit auch nicht von den Spätwirkungen des Klosterwesens, wie wir sie heute sehen. Damit hätte übrigens auch der Zeugnischarakter der Orden zu tun; aber die Auseinandersetzung darüber wurde am Konzil, kaum begonnen, abgebrochen.⁷

Fragen wir nun also nach den Spätwirkungen, den Ergebnissen der Entwicklung, mögen wir sie heute – je nach Standpunkt –

in den Anfang der «Neuzeit» und illustriert damit die These, daß deren grundlegende Umwälzungen im 13. Jh. wurzeln, auch wenn sie erst im 16. Jh. zum Tragen kamen. – Im folgenden wird nach dem Abschnitt «Beten und Arbeiten» (S. 38–44) zitiert.

⁶ Vgl. die Taschenbuchausgabe Siebenstern (hg. v. J. Winkelmann) München/Hamburg 1968. Ferner in Bd. I von «Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie» Tübingen 1920.

⁷ Vgl. die Kommentare zum Dekret über das Ordensleben des 2. Vatikanischen Konzils. Zu den Kriterien der Erneuerung: L. Kaufmann, Evangelium suprema Regula in: J. C. Hampe (Hrsg.), Die Autorität der Freiheit. München 1967. Bd. II.

Im Herbst 1983 verläßt uns einer unserer Religionslehrer nach langjährigem Wirken an einer aargauischen Kantonsschule. Wir suchen deshalb mit Stellenantritt am 1. September oder am 1. Oktober 1983 einen

Religionslehrer

Wir verlangen:

- abgeschlossenes Theologiestudium und evtl. Spezialausbildung;
- wenn möglich bereits einige Jahre Praxis als Religionslehrer an einer Mittelschule oder in der Seelsorge;
- die Bereitschaft, ein Mittelschul-Foyer zu betreuen.

Wir bieten:

- mietgünstige Dienstwohnung in der Nähe der Schule;
- zeitgemäße Besoldung und Anschluß an unsere Pensionskasse;
- Erfahrungsaustausch mit fünf weiteren Religionslehrern an aargauischen Mittelschulen und Begleitung durch eine Fachkommission der Landeskirche.

Es handelt sich um die Besetzung der Religionslehrer-Stelle an einer größeren Mittelschule, welche vier Maturitätstypen und eine Diplom-Handelsschule anbietet. Die Mehrheit der Schüler ist katholisch. Die Zusammenarbeit mit den reformierten Kollegen ist gut und freundschaftlich. Durch einen zweiten katholischen Religionslehrer wird die Arbeit mitgetragen. Ein Foyer steht zur Verfügung und wird als Treffpunkt der Schüler beider Konfessionen sehr geschätzt.

Wir erwarten gerne Ihre Anmeldung mit den üblichen Unterlagen an das Sekretariat der Röm.-Kath. Landeskirche des Kantons Aargau, Feerstraße 8, 5000 Aarau, Tel. (064) 22 16 22, bis zum 15. Mai 1983. Hier erhalten Sie weitere Auskünfte, sowie beim bisherigen Religionslehrer, Kurt Wiedemeier (056/26 00 90), oder beim Kommissionspräsidenten, Pfarrer Dr. Gnant, Oberrohrdorf (056/96 11 95).

bewundern, beklagen oder einfach als gegeben und möglicherweise als unabdingbar hinnehmen: die alten Orden können damit kaum zufrieden sein. Sie haben einen Fortschrittsgeist auf den Weg gebracht, dessen Ergebnisse – von heute aus gesehen – gegen das Selbstverständnis monastischen Lebens gerichtet sind. Denn unser aller Leben ist heute in einerseits Arbeit und andererseits Freizeit gespalten. Und die modernen Eliten des Fortschritts, Wissenschaftler und Manager, wären – ich folge hier weiter Adolf Holl – sehr überrascht, wenn man sie darüber aufklären würde, daß sie und die Mönche in den Klöstern Kinder desselben Geistes sind. «Gelegentlich mag es vorkommen, daß sich ein Programmierer als Tourist in eine alte Abtei verirrt, während des Urlaubs, und von einem lebenswürdigen Mönch durch Kirche und Kreuzgang geführt wird. Die beiden Herren werden einander vermutlich wenig zu sagen haben, bei dieser Begegnung von Mittelalter und Moderne», schreibt Holl in seinem Franziskus-Buch.

Zurück zu Treiber/Steinert und ihrer Spurensuche. Als «Labor» zur Untersuchung der Methoden zur Disziplinierung dient den beiden Wissenschaftlern, die sich – bezogen auf dieses Thema – als «Freizeithistoriker» bezeichnen, eine Arbeitersiedlung, die von dem Textilunternehmer Arnold Staub in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts gegründete Arbeiterkolonie Kuchen bei Geislingen in Württemberg. Die Stadt ist weithin bekannt durch die Württembergische Metallwaren-Fabrik.

Ob im Geislinger Heimatbuch oder in der Kuchener Jubiläumsschrift – überall wird der Textilunternehmer Arnold Staub als ein vorbildlicher Sozialpolitiker gewürdigt, der sich mit der Arbeiterkolonie Kuchen ein Denkmal setzte. Mit dieser – wie sie es nennen – «Legende von der guten Tat», die hauptsächlich von chronikschreibenden Volksschullehrern verbreitet wurde, räumen Treiber/Steinert gründlich auf. In Wahrheit – so ihr Befund – sei es Arnold Staub um die höchst weltliche Aufgabe

der «Züchtung des Berufsmenschen» gegangen, um eine «Fabrik als geschlossene Anstalt». Und die vielgerühmten sozialen Einrichtungen des Kuchener Arbeiterquartiers, die dienten der «sanften Kontrolle auch des Wohn- und Freizeitbereichs». Kaum verwunderlich, daß der Hochschullehrer Hubert Treiber in seiner württembergischen Heimatstadt Geislingen als Nestbeschmutzer gilt. «Ein starkes Stück» und «Verzerrt dargestellt» – das sind noch die mildesten Leserbrief-Reaktionen an die «Geislinger Zeitung» gewesen, nachdem dort über das Buch berichtet worden war.

Auf der Suche nach einem historischen Vorbild für das Arbeiterquartier als Erziehungsanstalt, als Stätte zur «Veredelung der arbeitenden Klassen» stießen die Wissenschaftler auf das Kloster. Und die beiden können zur Untermauerung ihrer These von der «Wahlverwandtschaft» zwischen Kloster- und Fabrikdisziplin sogar mit einem höchst anschaulichen Beispiel aufwarten: mit einem *Fabrikinternat*, das von Ordensschwestern geleitet wurde. Der Fabrikunternehmer Ferdinand Gröber gliederte seiner 1867 in Neufra bei Riedlingen gegründeten Textilfabrik ein «Internat» an, in dem rund 70 junge katholische Arbeiterinnen, vor allem aus kinderreichen Bauernfamilien, untergebracht waren und das von Nonnen der Kongregation der Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) geleitet wurde.

Hier hat ganz eindeutig ein Fabrikherr den Vorteil der vom klösterlichen «Geist» erzeugten «methodischen Lebensführung» erkannt und sie zielgerichtet, das heißt unmittelbar nutzbringend für die monotone und regelmäßige Fabrikarbeit eingesetzt. Treiber und Steinert resümieren: «Die von diesem Unternehmer gefundene Lösung, über die Errichtung eines von Klosterschwestern geleiteten Internats die dort erzeugte methodische Lebensführung als «Antriebsenergie» für ausdauernde und regelmäßige Fabrikarbeit zu nutzen, vermittelt auf anschauliche und direkte Art, daß zwischen Kloster- und Fabrikdisziplin ein real existierender Zusammenhang besteht, so daß die von uns immer behauptete «Wahlverwandtschaft» von Kloster- und Fabrikdisziplin sich nicht nur als eine Kategorie der «denkbaren Möglichkeit» erweist.»

Im Vertrag, den der Fabrikant mit den Klosterfrauen schloß, stand ausdrücklich, sie möchten es als ihre Aufgabe begreifen, jene Disziplin, die sie quasi von zu Hause aus mitbrächten, nun auch diesen Mädchen angedeihen zu lassen.

Die Anstalt und die Betriebstreue

Auffallend ist, daß immer wieder die «geschlossene Anstalt» als Modell der Disziplinierung auftritt. Hier erkennt man deutlich, daß Praktiken der feudal-absolutistischen Zeit auch dann noch weiter existierten bzw. ausgebaut wurden, als das Bürgertum längst den feudalen Staat beseitigt hatte. Dieser hatte sich eben auf dem Gebiet der Disziplinierung der Arbeitskraft als so effizient erwiesen, daß der Kapitalismus gerade für die gewinnbringende Nützlichmachung insbesondere von «Randgruppen» (Beispiel: Arbeiterinnen aus kinderreichen Bauernfamilien) auf den Grundlagen des feudalen Staates aufbauen konnte.

Der Baukastensatz wurde im Kloster zusammengestellt; als die bekanntesten Prägeapparaturen haben sich seither die Kaserne, das Zucht- und Arbeitshaus, das Internat und die Irrenanstalt und eben auch die Fabrik erwiesen. Dabei ist deutlich, daß der Arbeiter zunächst dem schlichten und brutalen Zwang der Not ausgesetzt wurde, betonen Treiber/Steinert, «seine Disziplinierung kam im großen Stil erst spät und unter besonderen Umständen: als Facharbeiter und zur Erzielung von Betriebstreue besonders vordringlich, später immer mehr ausgeweitet und unter Einbeziehung auch des «Privatlebens». Das Interesse an Disziplin tritt auf und verallgemeinert sich mit der Monopolisierung der Betriebsmittel, im Kloster der Techniken zu gottgefälligem Leben, im Militär mit dem stehenden Heer, in der Verwaltung mit ihrer Zentralisierung, in der Güterproduktion mit der Trennung des Produzenten von den Betriebsmitteln. Vor-

bereitende und den Rand sichernde Institutionen wie die Schule, das Arbeitshaus, die Psychiatrie und das Gefängnis treten hinzu.»

Was in dieser Reihung das Kloster angeht, so wäre schon der Hinweis wichtig, daß die Orden – heute wohl mehr denn je – in der ungeheuren Spannung stehen zwischen dem Zeugnis ihres Ideals und gewissen Praktiken, die ihnen mit den Ausformungen der methodischen Lebensführung zugewachsen sind – daß sie beispielsweise reich wurden, daß sie eine immense Verwaltung für ihre vielfältigen Aufgaben benötigten, ein Management, wie man heute sagt. Alles das entfernte die Orden vom Ideal der Armut, dieses Zeugnis ist zwar nach wie vor vorhanden, aber es wird kaum mehr in der radikalen Weise der charismatischen Ordensgründer abgelegt. Allerdings, aus der Ordensbewegung heraus hat sich indes auch eine zeitgemäße Alternative entwickelt: im Stil der Kleinen Brüder und der Kleinen Schwestern des Charles de Foucauld, die in ihren unscheinbaren Gemeinschaften beispielhaft das Charisma ihres Gründers leben.

Nun darf man vermuten, daß zwei Sozialwissenschaftler, wenn sie an historischen Beispielen den Zusammenhang von Kloster- und Fabrikdisziplin nachweisen, nicht nur den Blick nach rückwärts wenden, sondern auch das Leben der Menschen heute im Blick haben. Anders gesagt, was ist aus einer Publikation wie der von Treiber/Steinert zu lernen? Darauf hat mir einer der Autoren, Hubert Treiber, geantwortet, die Annahme einer methodischen Lebensführung sei eine ungeheure Leistung, die zu erbringen immer schwieriger werde. Max Weber formulierte: Der Puritaner «wollte» Berufsmensch sein, wir «müssen» es. Dieses «Wir müssen», meint Treiber, «das Eingezwängtsein in ein Korsett der methodischen Lebensführung macht vielen Leuten Angst. Sie schaffen es nicht mehr. Das Ausmaß an methodischer Lebensführung ist viel höher geworden; es gibt keine Nischen mehr, in die man sich zurückziehen kann.»

Fleißiger oder methodisch disziplinierter?

In diesem Zusammenhang wies Treiber im Gespräch mit mir auf verschiedene Vorgänge in anderen Ländern hin. Er meinte, die Diskussion darüber, ob beispielsweise die *Japaner* fleißiger seien als die Deutschen – eine bei uns ja immer mal wieder diskutierte Frage –, lasse sich fruchtbarer als bislang geschehen mit jenen Überlegungen führen, die er und Steinert unter dem Stichwort der «methodischen Lebensführung» angeschnitten hätten. Und noch auf ein anderes Phänomen machte er aufmerksam: für ihn habe es einen hohen Symbolwert, wenn die jungen Leute in Zürich mit ihren Demonstrationen gerade in jenen Teil der Innenstadt gingen, wo die Institutionen ihren Sitz haben, bei denen die methodische Lebensführung heute am entwickeltsten ist: der gesamte tertiäre Sektor, der Verwaltungsbereich. Für Treiber ist der Zug der Jugendlichen vor die Fassaden der mächtigen Verwaltungen ein «symbolischer Kreuzzug» zum Zentrum der aktuellen methodischen Lebensführung und der Versuch zu signalisieren, daß viele nicht mehr in dem Maß wie früher bereit sein wollen, Berufsmensch um jeden Preis zu sein.

Der erste Leser der Untersuchung von Treiber/Steinert ist der nun schon mehrmals erwähnte Wiener Theologe und Schriftsteller Adolf Holl gewesen, der den Kollegen ein sehr persönliches Vorwort geschrieben hat. Die Lektüre dieses Vorworts machte mich neugierig, Adolf Holl zu fragen, was ihn gereizt habe, sich an dem Projekt von Treiber/Steinert zu beteiligen. Seine Antwort:

«Dieses Vorwort hat mir Gelegenheit gegeben, mich wieder einmal mit meiner eigenen Kindheit und Jugend auseinanderzusetzen. Was mich eigentlich erstaunen müßte; denn zur Selbstreflexion bin ich wirklich erzogen worden, nicht nur als Priester, sondern auch als Intellektueller, der ja habituell die Nabelschau betreibt und meistens auch nicht uneil mit sich selbst beschäftigt ist. Trotzdem – deshalb sage ich (fast erstaunt) – erlebe ich als Fünfzigjähriger jetzt, daß mir bestimmte

Beschädigungen aus meiner kirchlich und bürgerlich erlebten Kindheit und Jugend erst jetzt zu Bewußtsein kommen. Ich-Panzerung, männliche Angst vor Phantasie, männliche Angst vor dem Einbruch des Weiblichen in mein Leben. Das Faszinierende an dem Thema der Herren Treiber und Steinert ist für mich gewesen, daß sie den Finger an eine historische Entwicklung gelegt haben, nämlich die, daß ausgerechnet die «weltflüchtigen», also beschädigten Männer im Kloster und in der puritanischen Fabrikethik, die nicht fähig waren zu wirklicher Phantasie und zu wirklicher Liebe, unsere moderne Gesellschaft heraufgebracht haben.»

Diese «Wahlverwandtschaft» von Kloster- und Fabrikdisziplin – setzt sie sich heute in unserer modernen Industriegesellschaft weiter fort? «Wenn ich von Wien nach Frankfurt fliege», meinte Adolf Holl, «dann sehe ich sie in ihren dezenten Anzügen und mit ihren Aktenkoffern, das sind – und das müssen sie sein – harte Männer. Ein gefühlvoller, ein weicher Mann, ein sensibler Mann kann nicht im Erwerbsleben, im Berufsmenschentum unserer Gesellschaft reüssieren. Der wird vielleicht ein Dichter oder ein Maler oder er flippt überhaupt aus, aber für das normale Erwerbsleben, je höher es hinaufgeht in der Hierarchie, desto mehr ist der gepanzerte Mann unerlässlich.»

Freilich, es gibt Anzeichen dafür, daß die Zukunft nicht mehr dem gepanzerten Mann gehören wird, wie es ja auch eine Vergangenheit gegeben hat, in der doch gerade auch die Klöster einen Rahmen und Freiraum für Dichter und Maler (von Notker in St. Gallen bis Fra Angelico in Florenz) boten. Also ein hoffnungsvoller Schluß dieser Überlegungen? Ja und nein. Denn es gibt auch genügend Signale dafür, daß das Berufsmenschentum geradewegs in den Orwell-Staat führt.

Alfred Paffenholz, Hemmingen bei Hannover

DER AUTOR ist Leiter der Abteilung «Kulturelles Wort» am Norddeutschen Rundfunk, Hannover.

Ein biblischer Reiseführer

Trotz wachsender Begeisterung für alles Archäologische und trotz eines breitgefächerten Angebots an biblischen Reisen gab es bisher keinen umfassenden, wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Studienreiseführer zum Heiligen Land. Wer z. B. eine Gruppe von biblisch interessierten und ausgebildeten Leuten durchs Heilige Land zu führen gedachte oder wer sich individuell auf Entdeckungsreisen begeben wollte, mußte sich in mühevoller Bibliotheksarbeit die entsprechenden Unterlagen zusammensuchen. Wer dann in Israel zufällig auf einen bereits ausgegrabenen «Tell» (Ruinenhügel) stieß, stand, wenn er nicht einen Spezialisten dabei hatte, den steinigigen Überresten mehr als einmal hilflos gegenüber. Wie sollte er die Funde aus biblischer Zeit – ohne entsprechende Lageskizzen und detaillierte Beschreibungen – zu «lesen» verstehen?

Dabei hat die Archäologie im Heiligen Land zumal seit der Gründung des Staates Israel einen ungeheuren Boom erlebt. Dadurch sind unsere Kenntnisse von der Siedlungsgeschichte des Landes und vom Alltagsleben in biblischer Zeit viel differenzierter geworden als noch vor 30 Jahren. Eine Fülle von Zeugnissen der materiellen Kultur, aber auch zahlreiche schriftliche Dokumente – nicht zuletzt «Ostraka», als Schriftträger dienende Tonscherben – sind an den Tag gekommen. Und gerade für diese Gegend des Vorderen Orients gilt, daß oft die kleinen, wenig spektakulären Fundgegenstände die aufschlußreichsten sind.

Nur wenige Fachleute konnten sich in diesem Wust von Funden und Informationsbruchstücken bisher zurechtfinden. Die anderen – jedenfalls wenn sie mit der biblischen Vergangenheit nicht völlig unkritisch umgehen wollten – suchten oft vergebens die Brücke zwischen Text und Land der Bibel. Nun liegt seit kurzem ein «Handbuch und Studien-Reiseführer» vor, der diese Vermittlung für den biblisch interessierten Israelreisenden zu leisten versucht. Die beiden in Fribourg tätigen Exegeten *Othmar Keel* und *Max Küchler* haben das dreibändige Werk mit

vielen Mitarbeitern jahrelang vorbereitet. Es repräsentiert den neuesten Stand der Forschung. Im vergangenen Herbst ist zunächst der zweite Band erschienen¹, der erste wird voraussichtlich 1984 folgen, der dritte noch etwas später.

Der vorliegende 2. Band umfaßt gut 1000 Seiten und wiegt – das fällt fürs Reisegepäck ins Gewicht – fast 0,8 kg. Er erschließt in 14 Landschafts- und 172 Ortsbeschreibungen den Süden Palästinas, d. h. das Gebiet südlich einer Linie Tel Aviv–Jerusalem–Jericho und bis zur seit 1982 geltenden israelisch-ägyptischen Grenze, also inklusive Gazastreifen, aber ohne Sinaihalbinsel. Die derzeitigen Grenzen Israels bestimmen auch den Inhalt des 3. Bandes («Der Norden»). Der 1. Band wird allgemeine Informationen (u. a. zu Geologie, Klima, Flora, Fauna, geopolitische Lage, Namen, Quellen, Chronologie) und den Abschnitt über Jerusalem enthalten. – Insgesamt 645 Strichzeichnungen tragen im 2. Band zum Verständnis und zur Verdeutlichung bei: Lageskizzen, Detailpläne, Abbildungen von archäologischen Funden usw. Ein 25seitiges «Geographisches und topographisches Register» gestattet ein müheloses Auffinden sämtlicher Ortsnamen.

Raum und Zeit der Bibel

Die einzelnen Orte werden nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern nach Reiserouten gruppiert behandelt; so wird der einzelne Punkt der Landkarte in ein geographisches und archäologisch-historisches Ganzes eingeordnet. Jedem Ort rückt der Führer mit einem vierteiligen Raster zu Leibe: zunächst versucht ein Abschnitt zur *Lage*, den Ort als Teil einer Landschaft zu verstehen. Damit eine Ortslage aber geschichtlich relevant werden kann, muß ihr *Name* mit einem in schriftlichen Quellen bezeugten Namen identifizierbar sein. Hier wird zudem versucht, die durch die Existenz verschiedensprachiger Namen für einen und denselben Ort herrschende Verwirrung in den Griff zu bekommen; natürlich werden auch Identifizierungsvorschläge genannt, denen die Autoren skeptisch gegenüberstehen. Der Abschnitt *Geschichte* faßt nicht zuletzt die einschlägigen Angaben der Bibeltexte zusammen (auch dies ein Novum!) und verbindet sie mit den Daten aus weiteren schriftlichen und archäologischen Quellen zu einer Art historischem Porträt des jeweiligen Ortes. Schließlich erleichtert der Abschnitt *Besichtigung* mit zahlreichen Detailinformationen die Orientierung an Ort und Stelle.

¹ O. Keel/M. Küchler, Orte und Landschaften der Bibel. Ein Handbuch und Studienreiseführer zum Heiligen Land. Band 2: Der Süden. Benziger, Zürich – Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1982, XXII, 997 Seiten. Fortsetzungspreis sFr. 78.–/DM 88.–; Einzelpreis sFr. 88.–/DM 98.–.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.– / Halbjahr Fr. 18.– / Studenten Fr. 24.–

Deutschland: DM 39.– / Halbjahr DM 22.– / Studenten DM 28.–

Österreich: öS 300.– / Halbjahr öS 170.– / Studenten öS 200.–

Übrige Länder: sFr. 33.– plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.– / DM 45.– (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2.– / DM 2,50 / öS 20.–

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Bei der Auswahl des historischen Materials liegt der Schwerpunkt dem Ziel des Reiseführers entsprechend bei der biblischen Zeit (also ca. 1200 vor bis 100 nach Chr.), aber der Blick kann auch rückwärts bis ins Neolithikum (Jericho!) und vorwärts bis in die byzantinische Zeit gehen; dagegen fehlen Hinweise auf moderne israelische Sehenswürdigkeiten, abgesehen natürlich von historischen und archäologischen Museen. Das Buch verbindet in origineller Weise die Vorzüge des wissenschaftlichen Nachschlagewerkes und des Reiseführers: weder mit Quellen- und Literaturverweisen noch mit praktischen Informationen (Öffnungszeiten von Museen, Kleidungsanweisungen an bestimmten Stätten usw.) ist gespart worden.

«Ziel dieses Buches ist es ..., das Land der Bibel für ein besseres Verständnis der Bibel, vor allem ihrer geschichtlichen Überlieferungen, zu erschließen.» Die Autoren lehnen sowohl «das Flohhüpfen von Hotel zu Sehenswürdigkeit und vom heiligen Ort zum Hotel» als auch «eine Art Wanderbewegung ..., die sich in romantisch mystifizierender Art die Naturschönheiten des Landes aneignet» (S. XIII) als «ahistorische» Weisen der Begegnung mit dem Land der Bibel ab. Sie plädieren stattdessen für ein «*sachbezogenes Pilgern*», für ein Ernstnehmen der räumlichen und zeitlichen Bedingungen, unter denen die Bibel entstanden ist. In diesem Reiseführer bekommt man ad oculos demonstriert, daß Archäologie und Geschichte die Bibel nicht nur bestätigen, sondern auch in Frage stellen. So sprechen die Ausgrabungen von Heiligtümern in Beersheba und vor allem in Arad offenbar für die oft angezweifelte Historizität der in den Königsbüchern berichteten Kulturreformen eines Hiskija und eines Joschija. Auf der anderen Seite erhebt sich von zahlreichen Kleinkunftfunden her die Frage, wie es mit der monotheistischen Praxis, wie mit der Einhaltung des Bilderverbots (Ex 20,4/Dtn 5,8) bestellt war. Und wie stark hat man sich den Einfluß der kulturell weithin überlegenen Großmachtzivilisationen Ägyptens und Mesopotamiens zu denken? Wie «tendenzios» ist das Bild, das uns die Bibel von alledem zeichnet?

Wer bereit ist, sich auf solche Fragen einzulassen, wer damit die Vorbereitung, Durchführung oder Nacharbeit einer biblischen Studienreise verbindet, dem sei das inhaltsreiche und zugleich gut lesbare Werk von Othmar Keel und Max Küchler vorbehaltlos empfohlen.

Clemens Locher

Zur Titelseite

«Franziskanische Inspirationen aus der Dritten Welt» lautet der Untertitel des von *Leonardo Boff* und *Walbert Buhmann* herausgegebenen Bandes «*Baue meine Kirche auf*» (Patmos-Verlag, Düsseldorf 1983, 227 Seiten, DM 22.–). Fürwahr an Inspiration mangelt es hier nicht, sei es für den, der nach Neubau in der Kirche fragt, sei es für den, der Belege einer neuen prophetischen Phase des kirchlichen Ordenslebens sucht. Daß der «franziskanische Aufbruch» nicht auf die Dritte Welt beschränkt ist, haben frühere Beiträge in der Orientierung gezeigt (vgl. 1981, S. 265ff.; Quebec; 1983, S. 6f.: Las Vegas); daß er in den drei Kontinenten Asien, Afrika und Lateinamerika ein recht verschiedenes Gesicht annimmt, beweist der vorliegende Band, pointiert vor allem im Bericht von Andreas Müller «Blitzlichter auf einen franziskanischen Dialog». Gemeint ist der Interfranziskanische Missionskongress in *Mattli* (Morschach/Schweiz: 13.–25.9.1982), dessen bedeutsame Erklärung hier schon summarisch vorgestellt wurde (Nr. 1, S. 7f.). Müller zeigt, daß es keineswegs leicht war, aus der Perspektive der drei Kontinente, von denen vor allem Lateinamerika und Asien die Akzente sehr verschieden setzten, zu einer Erklärung zu kommen. Instruktiv das Beispiel «Dialog mit den nichtchristlichen Religionen»: die Asiaten als «engagierteste Verfechter christlicher Bescheidenheit» (158). Verschiedene Beiträge (u. a. Arns, Buhmann, Rotzetter) zeichnen sich durch aktuellen innerkirchlichen Freimut aus. Fast alle gehen auch die andern Orden an, vor allem was die *Überwindung des Klerikalismus*, eine *basisorientierte Ausbildung*, die *Rolle der Frau* sowie die großen gemeinsamen Herausforderungen zum Zeugnis für das Evangelium der Gerechtigkeit und des Friedens betrifft: Armut/Verarmung (Boff: 40ff.), Menschenrechte (Arns: 75ff., *vergleiche 154ff.*), Zeichen der Zeit (Rotzetter: 25ff.). Generalkapitel bzw. «Generalkongregationen» könnten sich am Geist dieses Kongresses ein Beispiel nehmen. L. K.